

# INJEKTION

CAMPUSMAGAZIN · HAMBURG · NUMMER 6

## Geld



ausgezeichnet als  
**bestes**  
deutsches  
Uni-Magazin



**Geld verdienen,**



**Kontakte knüpfen,**



**Einstieg schaffen!**

**Jobs, Praktika, Abschlussarbeiten**  
und Stellen für Absolventen und Absolventinnen

Bis zu 60 Angebote jeden Tag – aus allen Bereichen

Nutze unsere Suchfunktion und finde genau das Angebot,  
das zu dir passt auf [www.stellenwerk-hamburg.de](http://www.stellenwerk-hamburg.de)



EIN GEMEINSAMES ANGEBOT VON



Universität Hamburg



Hochschule für Angewandte  
Wissenschaften Hamburg  
Hamburg University of Applied Sciences

**TUHH**  
Technische Universität Hamburg-Harburg



# Liebe Leser,

**Ü**ber Geld spricht man nicht. Warum eigentlich? Vermutlich, weil Geld persönlich ist, es einen Rückschluss auf uns selbst zulässt. Wo kommen wir her, haben wir genug – und wären wir glücklicher mit ein bisschen mehr? Ob es uns gefällt oder nicht: Denken wir über Geld nach, steht erst mal das eigene Wohlbefinden im Mittelpunkt. Die Nachrichten können noch so düster ausfallen, eine Wirtschaftskrise wird erst wahrgenommen, wenn sie sich auf unserem Konto bemerkbar macht.

Im Rückblick klingen die Schlagzeilen seltsam virtuell: schlimmste Krise seit 1929, Erwartung sozialer Unruhen, Niedergang! Die meisten Studenten bemerken freilich erst mal nichts: Wer über kein Vermögen verfügt, kann keines verlieren. Nun reiben wir uns die Augen, wenn die Bundesregierung – zwei Jahre später – das Job- und Wachstumswunder verkündet. Auch der streitbare Sozialwissenschaftler Meinhard Miegel warnt vor zu viel Euphorie: Im Gespräch zeichnet er ein düsteres Zukunftsbild. Über Jahrzehnte habe man auf Pump »Geldschaum erzeugt, substanzlose Zahlen«. Der vermeintliche Aufschwung könne sich nur allzu leicht als Irrtum heraus stellen. → Seite 39

Weitere Highlights dieser Ausgabe:

**Kleider machen Leute:** Diese Aussage haben wir mit einem besonderen Experiment überprüft. Wir baten einen Obdachlosen und einen Manager zum Gespräch über Geld. Die Vorbedingung:

Beide mussten vor Interviewbeginn ihre Kleidung tauschen. Ein Spiel mit Vorurteilen und der Wahrnehmung. → Seite 90

**Bescheidener Anfang:** Vor 50 Jahren schreien die Beatles »The best things in life are free« ins Mikrofon. Ihr Hit »Money« ist eine Forderung: Geld soll her, dazu alles, was der Pop sonst noch verspricht – Frauen, Ruhm und Drogen. Parallel zum Aufstieg der Beatles beginnt der Verfall ihrer Heimatstadt Liverpool. Mittlerweile hat man im Nordwesten Englands gelernt, das Beatles-Erbe in Bares zu verwandeln. → Seite 168

**Festes Ritual:** Regelmäßig eskalieren im Schanzenviertel die Krawalle zwischen Polizei und Autonomen. Stets im Mittelpunkt: die Rote Flora am Schulterblatt, das umstrittenste Gebäude der Hansestadt. Klausmartin Kretschmer, Eigentümer der Flora, kann diese auf den Markt werfen – was gewaltsame Proteste auslösen dürfte. In unserem Schwerpunkt »Umkämpfte Räume« spricht er über seine Pläne. → Seite 60

Viel Spaß beim Lesen!

*Die Redaktion*

Übrigens: INJEKTION wurde als beste deutschsprachige Studentenzeitung mit dem »Pro Campus-Presse Award« ausgezeichnet. Wir freuen uns.

Wie gefällt euch diese Ausgabe? Schreibt uns: [redaktion@injektion-online.de](mailto:redaktion@injektion-online.de)

Auch gut: [www.halbstark-online.de](http://www.halbstark-online.de)

# Inhalt



## Campus & Wissen

### 16 Sag mal...

Ich war jung und brauchte das Geld: Studenten über ihre schlimmsten Nebenjobs

### 18 Straßenblog

Die Begegnung mit einem Obdachlosen inspiriert ein ungewöhnliches Online-Projekt

### 24 Die Porsche-Droge

Bruno S. Frey misst das Glück – und erforscht dessen Rolle für die Wirtschaft

### 29 Der Preis des Glücks

Macht Geld zufrieden? Überraschende Erkenntnisse aus der Wissenschaft

### 34 Spielend süchtig

Der Spielsucht auf der Spur: Warum uns Geld genauso lockt wie Sex

### 39 Wachstumsstörungen

Neues Wirtschaftswunder? Der Sozialwissenschaftler Meinhard Miegel warnt vor Euphorie

### 44 Leere Versprechungen

Stolz werben Banken für ihre Leistungen – während sie Milliarden in den Sand setzen

### 46 Pimp my Vagina

Trend Intim-OP: Das Geschäft mit der Eitelkeit boomt

### 51 Nebenblowjob

Doppelleben zwischen Luxus und Selbstekel: Eine Studentin verkauft ihren Körper

3 Editorial

111 Gewinnspiel

194 Impressum



## Gesellschaft

### 78 Der Mann, der Rembrandt war

Edgar Mrugalla, »König der Kunstfälscher«, narrete die Republik – reich wurden andere

### 83 Straßen-Kicker

Wichtig ist auf dem Platz: eine Fotoreportage über die Fußball-WM der Obdachlosen

### 90 Seitenwechsel

Machen Kleider Leute? Ein Spiel mit Vorurteilen und der Wahrnehmung

### 98 Schäden, die bleiben

Nach der Katastrophe von Bad Reichenhall: Wie viel ist ein Menschenleben wert?

### 106 Spiel ohne Grenzen

Jung, intelligent – und abhängig: Ein junger Zocker berichtet von seiner Sucht

### 112 »Auskosten, so lange es geht«

Schauspieler Robert Stadlober über Luxus und das langsame Erwachsenwerden

### 116 Keine Märchen mehr

Besondere Beziehung: »Ich liebe sie nicht, ich bezahle sie«. Eine Kurzgeschichte

### 121 Peter und der Wein

»Datt kannste besser«. Ein Usedomer Gastronom trotz widrigen Umständen

### 124 Dreck und dicke Dinger

Unser Kolumnist drückt sich vor seiner Masterarbeit – und landet ganz unten

# Inhalt



## Ausland

### 152 Im Namen der Dose

Red Bull mischt den österreichischen Fußball auf – Fanprotesten zum Trotz

### 160 Schöner Schein

Blick hinter die Hochglanzfassade: eine Fotoreportage aus Dubai

### 168 Beatles for Sale

Auf den Spuren der Fab Four: Wie Liverpool das Erbe der Beatles versilbert

### 175 Versetzt worden

Zu Besuch in Mexikos größtem Pfandleihhaus: eine Fotoreportage

### 184 Township Tours

Ein junger Namibier führt Touristen in seine Welt – und macht sich die Klischees zunutze

### 188 Sparpreis zum Bosphorus

Kommt man per Bahn günstiger durch Osteuropa als nach München? Ein Selbstversuch

**Unser Titelbild** stammt von der britischen Künstlerin Justine Smith. Die Handgranate aus Dollarscheinen trägt den Titel »Collateral Damage«. Über ihr Werk sagt Smith: »Es zeigt, dass Geld Macht kaufen kann – und dass die USA derzeit diese Macht haben. Die Granate ist ein Symbol für Macht, Gewalt, Krieg und Tod. Obwohl die Skulptur massiv aussieht, ist sie in Wirklichkeit komplett hohl. Die Tatsache, dass sie mit einer Hand zerdrückt werden kann, stellt diese Macht wieder infrage – und zeigt, dass sie empfindlicher und vergänglicher sein kann, als es zunächst scheint.«

[www.justinesmith.net](http://www.justinesmith.net)



## Schwerpunkte

### ► UMKÄMPFTE RÄUME

»Ich nehm's mir einfach«: ein Schwerpunkt zum Thema Hausbesetzung

### 56 Besetzzeichen

Hausbesetzungen haben in Hamburg Tradition. Eine Übersicht

### 60 Ruhe vor dem Sturm

Hat die Rote Flora eine Zukunft? Eigentümer Klausmartin Kretschmer im Interview

### 68 »Hilfe! Ich dachte, das wäre legal!«

Unsere Kolumnistin versucht sich als Hausbesetzerin – bis die Polizei kommt

### 74 Eine Frage der Leere

Europaweit steht Wohnraum leer – die Hausbesetzerszene feiert ein Comeback

### ► MODERNE SKLAVEN

Richtung Europa um jeden Preis: ein Schwerpunkt zum Thema Migration

### 130 Auf der Sklavenpiste

In Afrika blüht der Menschenhandel: skrupelloses Geschäft

### 133 »Russisch Roulette in der Wüste«

Starreporter Fabrizio Gatti über gefährliche Recherchen in der Sahara

### 138 Kein Bedarf mehr

Spanien profitierte von illegaler Zuwanderung – bis die Krise kam. Eine Reportage

### 145 Auf dem Holzweg

Weshalb Europa eine neue Entwicklungspolitik braucht: Rupert Neudeck im Gespräch

# 0



In der 41-jährigen Geschichte der DDR gab es **null erfolgreiche Banküberfälle** – Spötter behaupten, weil man »zuvor 15 Jahre auf ein Fluchtauto warten musste«.

# 90



**90 Prozent der Dollarscheine** aus amerikanischen Großstädten weisen Spuren von Kokain auf. Wenig überraschend: Am »saubersten« sind die Scheine aus Salt Lake City – dem religiösen Zentrum der Mormonen.



# 300



Nur **300 Mark** erhielt Günter Euringer dafür, dass sein Gesicht über 30 Jahre lang die Verpackung der Kinderschokolade zierte. Spät versucht das »Kind der Schokolade«, die Nostalgie-Welle zu nutzen und veröffentlicht 2005 eine Autobiographie.



# Campus & Wissen

- 16 Sag mal...**  
Ich war jung und brauchte das Geld: Studenten über ihre schlimmsten Nebenjobs
- 18 Straßenblog**  
Die Begegnung mit einem Obdachlosen inspiriert ein ungewöhnliches Projekt
- 24 Die Porsche-Droge**  
Bruno S. Frey misst das Glück – und erforscht dessen Rolle für die Wirtschaft
- 29 Der Preis des Glücks**  
Macht Geld zufrieden? Überraschende Erkenntnisse aus der Wissenschaft
- 34 Spielend süchtig**  
Der Spielsucht auf der Spur: Warum uns Geld genauso lockt wie Sex
- 39 Wachstumsstörungen**  
Neues Wirtschaftswunder? Der Forscher Meinhard Miegel warnt vor Euphorie
- 44 Leere Versprechungen**  
Stolz werben Banken für ihre Leistungen – und setzen Milliarden in den Sand
- 46 Pimp my Vagina**  
Trend Intim-OP: Das Geschäft mit der Eitelkeit boomt
- 51 Nebenblowjob**  
Doppelleben zwischen Luxus und Selbststempel: Eine Studentin verkauft ihren Körper

## Was war dein schlimmster Nebenjob?



»Ich habe im Sommer in einer Eisfabrik gearbeitet. Dort konnte ich so viel essen wie ich wollte. Klingt zwar super – aber nachts habe ich nur noch von Eis am Fließband geträumt!«

JOS (22), Wirtschaftsingenieurwesen

»Mein erstes eigenes Geld habe ich in einer Baumschule verdient. Um halb sechs Uhr morgens ging es los. Wir mussten den ganzen Tag an der Autobahn Bäume zwischen den Leitplanken pflanzen – bei 40 Grad im Schatten! Vom Abgasgeruch wurde mir ständig übel.« JAN (27), Jura



»Ich habe auf einem Ausflugsdampfer gejobbt. Das Schiff ist zwischen Festland und Halligen gependelt – ich habe währenddessen in der Küche des Dampfers gearbeitet. Die Leute waren furchtbar unfreundlich; außerdem konnte ich irgendwas Bockwurst-mit-Brot-Bestellungen nicht mehr hören! Der Kapitän des Schiffs war aber mindestens genauso nervig. Schließlich bin ich nicht mehr ans Telefon gegangen, wenn sie mich angerufen haben, um zu fragen, ob ich heute arbeiten kann.« VERENA (25), Französisch



»Ich habe bei einem Escort-Service für die ›historische Hurentour‹ gearbeitet und Touristen über die Reeperbahn geführt – zusammen mit Frauen in historischer Hurentracht. Das einzig Positive: Weil wir immer wieder an denselben Orten vorbeigekommen sind, werde ich noch heute von den Kiezbewohnern freundlich begrüßt.«

PHILIP (25), Wirtschaftsinformatik

»Ich habe in einem dunklen Lager Möbel geschleppt: stundenlang, ohne Fenster, ohne frische Luft.«

NIKITA (23), Wirtschaftsinformatik

Ich war jung und brauchte das **Geld** – aber wirklich sooo dringend? Ein paar ehrliche Antworten.



»Ich habe als Lehrerin gearbeitet und jungen Leuten geholfen, ihr Deutsch zu verbessern. In der Klasse waren auch viele aggressive junge Männer, die fünf Köpfe größer waren als ich. Leider wollten die sich von mir so gar nichts sagen lassen. Als sie während des Unterrichts auch noch angefangen haben zu rauchen, bin ich mit ihnen zum Direktor. Direkt nach der Schule haben sie mir dann aufgelauert und mich bedroht: ›Wir kriegen dich, du Schlampe!‹ Passiert ist dann noch Glück aber nichts.«

EVA (25), Slavistik



»Ich war Statist in der RTL-Dokusoap *Die Schulumittler*. Ich musste einen anderen Jungen ›verprügeln‹.«

EMANUEL (21), Sozialökonomie

»Ich war Praktikant beim Lokalfernsehen und für eine Veranstaltung im Einsatz. Da mich der Aufnahmeleiter für inkompetent hielt, durfte ich das ganze Wochenende nichts anderes machen, als den Vorhang und Schlagersänger wie Costa Cordalis, Jürgen Drews und Christian Anders rein- und rauslassen.«

CHRISTIAN (34), Soziologie



»Ich habe während eines St.-Pauli-Spiels Bier ausgetrennt. Während die Meute johlte, hatte ich meine ganz eigenen Probleme: Ich sollte nämlich ein T-Shirt mit der Aufschrift ›Astra – Ich besorg's dir‹ tragen. Außerdem musste ich mir noch eine Pappkrone mit dem Aufdruck ›Astra Bier-Prinzessin‹ aufsetzen. Während ich in diesem Outfit Bier verteilt habe, wurde ich natürlich ständig mit demselben Spruch angebaggert: ›Ich bin dein Prinz – jetzt gib mir doch mal einen Kuss!‹ Wirklich sehr originell.«

DANIELA (27), Journalistik

# Straßenblog

Der Hamburger Student Ole Seidenberg kommt mit einem Obdachlosen ins Gespräch. Was als Zufallsbekanntschaft beginnt, wird zu Freundschaft – und zu einer **Geschäftsidee**.

Ein Gastbeitrag von Ole Seidenberg  
Foto Isabel Kieseewetter

**D**as Handy klingelt. Uwe ist dran, zum dritten Mal in einer Woche ruft er mich aus Hamburg an: »Wollte nur mal hören, wie's dir so geht.« Wie selbstverständlich plaudern wir eine Weile, hören dem anderen zu. Und doch ist unsere Beziehung alles andere als gewöhnlich.

Ich sage: »Mir geht's gerade nicht so gut, Uwe.« Ich hänge in der Luft, suche jetzt schon seit Wochen eine Wohnung in Berlin. Das Warten ist unerträglich. Uwe lacht nur. »Du hast gut lachen«, meine ich. »Du hast ja auch eine!«

Ja, Uwe hat eine Wohnung – für ihn keine Selbstverständlichkeit. Seit einem Jahr schon kann er vom siebten Stock aus über den Stadtpark bis zu den Landungsbrücken sehen. Wer hätte das im Januar 2009 gedacht, bei unserer ersten, zufälligen Begegnung – zwischen ihm, dem heroinabhängigen Obdachlosen, und mir, dem Soziologie-Studenten kurz vor dem Abschluss?

Und wer hätte gedacht, dass ausgerechnet Uwe mich aus der Perspektivlosigkeit führen würde: Durch ihn kam ich nicht nur auf das Thema für meine Ab-

schlussarbeit, die ich gerade mal wieder verschoben hatte. Nein, ohne Uwe gäbe es auch die Agentur nicht, die ich heute gemeinsam mit zwei Freunden betreibe – unser Weg, die Notwendigkeit des Broterwerbs mit etwas Sinnvollem zu verbinden. Wir beraten soziale Organisationen, wie sie die Möglichkeiten des Web 2.0 – Blogs, Tweets, Soziale Netzwerke – nutzen können, um Spenden und Unterstützung zu mobilisieren. Eine dieser Organisationen gehörte zu den ersten, die Uwe geholfen haben.

Doch der Reihe nach: Begegnet sind wir uns im Vorbeigehen, in der Fußgängerzone. Ich kam gerade von einem Bewerbungsgespräch, stolperte über die Mönckebergstraße, auf der Suche nach mir selbst. Uwe war auf der Suche nach einem Dach über dem Kopf für die nächste Nacht. »Hast du vielleicht ein bisschen Kleingeld?«, haute er mich an. Spontan lud ich ihn auf einen Kaffee ein.

Ich weiß, nicht wieso, vielleicht wollte ich einfach reden. Letztlich fühlte es sich aber einfach gut an, jemandem zuhören zu dürfen, der ganz andere Probleme hatte als ich. Da war die verschobene Diplomarbeit, eine Trennung, die übliche Sinnsuche – gern auch bezeichnet als »Quarterlife-Crisis«. Wer stellt schon



Blogger Ole Seidenberg in Berlin: Wie nutzt man das Web 2.0 für soziale Zwecke?

einen Soziologen ein, der mal dies, mal jenes gemacht hatte, dachte ich. Viel mehr war es nicht, auf meiner Seite des Tisches. Und doch brachte es meine Welt aus den Fugen. Im Lichte von Uwes Geschichte erschien ich mir lächerlich. Zwei Fremde im Café: Ich in meinem Anzug, mit meinen Alltagsorgen. Und Uwe, der zu diesem Zeitpunkt bereits rund 20 Jahre auf der Straße verbracht hatte. Gezeichnet von Heroin und Aids.

Bis dahin hatte ich mir in meinem Blog Gedanken über den möglichen Nutzen des Webs für gute Zwecke gemacht – höchst theoretisch und abstrakt. Nun saß mir gegenüber ein sehr konkret hilfsbedürftiger Mensch. Noch am selben Nachmittag schrieb ich einen neuen Eintrag, erzählte von Uwe, stellte

Fotos von ihm ein – und installierte eine Software, mit der man direkt Geld Spenden konnte. Mit Erfolg: Bereits nach einem Tag gingen 60 Euro für Uwe ein. Genug, um drei Tage lang für ein Bett und Nahrung zu sorgen. Es kamen weitere Spenden. Mal fünf Euro, mal 20, ein Geber schickte sogar 400 Euro auf einen Schlag. Es funktionierte! Wenig später übertrug ich die »Aktion Uwe« auf »Helpedia«, eine Plattform speziell für persönliche Spendensammelaktionen im Netz. Nun wurden auch Fremde auf die Aktion aufmerksam; Menschen gaben Geld, die weder Uwe noch meinen Blog kannten.

Das Ziel war klar: Uwe sollte in eine eigene Wohnung. Und die Spenden schufen das notwendige Selbstvertrauen für

## »Besucher meines Blogs schrieben: ›Lass den Asozialen auf der Straße. Der schafft es eh nicht!«

Schritte zum Wohnungsamt, zur SAGA – und viele kleine Zwischenschritte, etwa der Einzug ins »Pik As«, eine Notunterkunft für Obdachlose in der Hamburger Neustadt.

Doch es gab auch Zweifel. 359 Euro im Monat: Das sollte eigentlich zum Leben reichen. So argumentieren nicht nur die Experten in Sachen Hartz-IV-»Regelersatz-Ermittlung«, sondern auch viele Besucher meines Blogs. »Lass den Asozialen auf der Straße. Der schafft es eh nicht. Außerdem muss in Deutschland keiner auf der Straße leben.« Immer wieder wurde ich gefragt: Kann jemand mit Geld umgehen, der es gewohnt ist, seine Stütze in wenigen Tagen zu verbrennen – um dann in der Fußgängerzone zu betteln? Wohin verschwinden all die Spenden-Euros, wenn Uwe doch rein rechtlich alles zustehen sollte, was er für einen Neuanfang benötigt? All diese Fragen habe ich nach bestem Wissen und Gewissen transparent zu beantworten versucht; und es gingen weitere Spenden ein: erst 600 Euro, dann 1500 Euro, heute sind es knapp 3500 Euro.

Letztlich ist das – über den Zeitraum eines Jahres – nicht sehr viel Geld. Einen Teil haben wir für klar definierte Zwecke zurückgelegt, ausgegeben haben wir etwa 2500 Euro, zunächst für eine Unterkunft, später für neue Kleidung, feste Schuhe, Essen. Für das Schließfach im »Pik As«, für kleine Erholungsausflüge in Hagenbecks Tierpark.

Aber vor allem: Für den Heroinersatz Methadon. Anfangs musste Uwe noch 600 Euro monatlich dafür aufbringen. Absurd, aber wahr: Erst seit er einen Eigenbeitrag von 20 Prozent selbst ge-

stemmt hat, liegt die Kostenübernahme der Krankenkasse vor. Inzwischen braucht Uwe auch nur noch einen Bruchteil der damaligen Menge.

Natürlich war dieser Weg kein Spaziergang – auch für mich nicht. Was wusste ich schon von Drogensucht und vom jahrzehntelangen Leben auf der Straße? Mehr als einmal fühlte ich mich schlicht überfordert und zweifelte. Das Verhältnis zu Uwe wurde ein paar Mal auf die Probe gestellt, nicht immer hat er die ganze Wahrheit gesagt. Einmal musste ich ihn aus dem Gefängnis holen – er hatte unbezahlte Schulden, noch aus seiner Drogenzeit. Das Unvorhersehbare wurde unser ständiger Begleiter.

Viel wichtiger als die finanzielle Hilfestellung sind für mich ohnehin all die Botschaften – die Erwartungen, aber auch die Unterstützung –, die Uwe mit dem Geld bekommen hat. Viele Blog-Leser trafen ihn persönlich in der Innenstadt, um ihn zu ermutigen. Und nicht wenige haben ihm Kleidung oder Möbel für seine Wohnung gespendet.

Was für viele indes unsichtbar blieb, war Uwes Einfluss auf mein eigenes Leben. Kaum hatte die »Aktion Uwe« Fahrt aufgenommen, erhielt ich eine Bitte der Hilfsorganisation Caritas, meine Erfahrungen im Web 2.0 zu teilen. Zwei Workshops und ein paar Beratungsstunden später bloggten fünf Sozialarbeiter der Caritas zusammen mit ihren Schützlingen, manche über ihre Alkoholsucht, andere über das Leben in Haft.

So kam ich auf die Idee, eine im sozialen Sektor durchaus gefragte Dienstleistung anzubieten. Kurz darauf, im April

## Netz mit Nutzwert

Nach den Großkonzernen entdecken soziale Start-Up-Unternehmen das Web 2.0 – und geben dem Begriff »soziales Netzwerk« neue Bedeutung.



### Persönlicher Spendenaufwurf

Egal, ob für indonesische Tsunami-Opfer oder das schwerkranke Kind in der Nachbarschaft: Für jeden Zweck lassen sich auf Helpedia Online-Sammelaktionen organisieren. Wer Geburtstag hat, kann – anstatt Geschenken – Spenden für »seine« Aktion erbitten. Die Webseite inklusive Spendentool ist mit wenigen Mausklicks eingerichtet. Fortan sind das Spendenziel und der finanzielle Zwischenstand öffentlich sichtbar; das soll die Spendenbereitschaft erhöhen. Die bislang erfolgreichste Aktion: Ein Spendenlauf für die haitianischen Erdbebenopfer im Januar 2010; über 35.000 Euro kamen dabei zusammen. Die Initiatoren einer Spendenaktion müssen bei Helpedia nichts zahlen; das Unternehmen verdient Geld über einen Sponsor – und die selbstentwickelten Webtools, die soziale Organisationen gegen Gebühr in ihren eigenen Webauftritt einbinden können. Inzwischen ernährt der Startup-Verbund um Helpedia mit diesem Modell bereits vier festangestellte Mitarbeiter.

[www.helpedia.de](http://www.helpedia.de)



### Strategieberatung für das soziale Netz

Jede Organisation hat ein Webangebot, doch Tools wie Twitter und Facebook werden nur zögerlich genutzt. Die Frage ist: Wie lassen sich soziale Netzwerke einsetzen, um maximale Aufmerksamkeit zu erzeugen? »Nest«, eine 2009 in Berlin gegründete Agentur, hilft Nonprofit-Organisationen bei der Optimierung ihrer Online-Kommunikation. Ole Seidenberg, Sandra Troegl und Daniel Kruse entwerfen Strategien, konzipieren Einzelaktionen wie »In9Monaten« (siehe Artikel) und stellen Kontakte zu Webdesignern her. »Wir können davon leben«, so Seidenberg, »aber reich werden wir wohl nie.«

[www.nest.im](http://www.nest.im)



### Fairtrade-Sprachschule

Die Idee von Glovico-Gründer Tobias Lorenz ist simpel: Muttersprachler aus Lateinamerika und Afrika geben Einzelunterricht in Spanisch oder Französisch – per Skype. Seit Mai 2010 vermittelt das Hamburger Portal auf diesem Wege Sprachlehrer. Eine Stunde Unterricht kostet etwa acht Euro, davon gehen zwei Euro an Glovico. Beide Seiten profitieren: Die Lehrer, viele mit Sprachlehrausbildung, erhalten einen vergleichsweise guten Verdienst, die Schüler Einzelunterricht zu konkurrenzlos niedrigen Preisen. Aber: »Glovico muss noch erheblich wachsen, um mir einen Fulltime-Job zu sichern«, sagt Lorenz.

[www.glovico.org](http://www.glovico.org)

## »Mit etwas mitmenschlicher Unterstützung war Uwe binnen eines Jahres von den Drogen weg«

2009, gründete ich mit zwei Berliner Freunden »Nest«, eine Agentur, die sozialen und ökologischen Organisationen dabei hilft, im Web Menschen zu mobilisieren. Ich zog also von Hamburg nach Berlin – im Übrigen eine der Städte, deren Straßen Uwe in den Jahren seiner Drogensucht kennengelernt hatte. Auch meine lang aufgeschobene Abschlussarbeit widmete ich dem, was mir wirk-



Hannes von der Fecht

Wie alles begann: Ole Seidenberg lädt den Obdachlosen Uwe zum Kaffee ein. Aus der Zufallsbegegnung entsteht eine Hilfsaktion im Internet.

lich am Herzen lag und worin ich nun Erfahrung hatte: der Frage, wie das soziale Netz helfen kann, auch tatsächlich soziale Hilfestellung zu leisten, sei es per Spende oder freiwilliger Mitarbeit.

Ein gutes Beispiel für unsere Arbeit ist die Kampagne »In9monaten«, konzipiert für das »Aktionsbündnis gegen Aids«: Jedes Jahr infizieren sich weltweit 400.000 Neugeborene bei ihrer HIV-positiven Mutter, vor allem in Entwicklungsländern. Das Ansteckungsrisiko könnte aber auf zwei Prozent sinken, wenn die Mutter vor der Geburt behandelt würde – eine Aufgabe für die Regierungen der Industrieländer. Um Interesse für dieses Problem zu wecken – und damit Druck auf die Bundesregierung zu erzeugen – haben wir »Manu« ins

Leben gerufen: ein virtueller Junge, der seit Mai 2010 im Bauch seiner HIV-infizierten indischen Mutter aufwächst. Auf Facebook und Twitter kann jeder seine – drehbuchgestützte – Geschichte verfolgen, beeinflussen und Freundschaft mit ihm schließen. So wird das abstrakte Problem greifbar – und die Aktion erhält durch die typischen »viralen« Mechanismen des Social Webs eine Eigendynamik: Facebook-Freunde stoßen darauf, Nutzer berichten in Blogs oder senden den Link an ihre Mail-Verteiler.

Inzwischen können wir von »Nest« leben, reich werden wir damit aber wohl nie, und noch immer suchen wir ein bezahlbares Büro. Wenig Geld, lange Tage, kaum Freizeit, viel Stress – aber die Sinnsuche war erfolgreich: Wir verkaufen nicht nutzlose Konsum- und Luxusgüter, sondern tragen ein Stück zur Lösung sozialer Missstände bei.

Entscheidend war für Uwe und mich nie der Wert des Geldes allein, sondern das, was dieses Geld an Werten vermittelt, gewissermaßen als Bestimmung beinhaltet. Zu Spitzenzeiten musste Uwe pro Stunde rund 80 Euro auftreiben, um seinen Heroinkonsum zu finanzieren. Mit etwas mitmenschlicher Unterstützung genügten einige Jahre später knapp 2500 Euro, um Uwe binnen eines Jahres in eine eigene Wohnung und weg von den Drogen zu bringen.

Dieser Text ist kaum fertig, wieder klingelt das Telefon. Uwe ist dran. Ich sage: »Stell dir vor, wir haben die Wohnung! Lausitzer Platz, gleich hinten beim Görliitzer Park.« Wieder muss Uwe lachen. »Ach Ole, die Ecke kenn ich doch. Aus meinen Drogenzeiten.« ■

# Carpe cambio

Ein Auto kaufen und sich um Pflege, Wartung, Reparaturen und TÜV kümmern? Das war gestern! Wer im Jahr weniger als 10.000 Kilometer mit dem Auto unterwegs ist, für den ist CarSharing günstiger als ein eigenes Auto – und die Pflege und Wartung der CarSharing-Fahrzeuge übernimmt cambio.

## Mehr Auswahl

Wer CarSharing nutzt, kann immer ganz nach Bedarf das passende Fahrzeug auswählen – vom Kleinwagen bis zum Transporter. Und als Alternative zum eigenen Wagen ist CarSharing die ideale Ergänzung zu Bus, Bahn und Rad – schon ab 1,90 € pro Stunde.

## Das besondere Angebot

Studierende der Uni Hamburg zahlen keine Anmeldegebühr.

## Mehr günstig

Ausprobieren lohnt sich: Auf die ersten drei Fahrten gibt es für Studierende der Universität Hamburg 30% Rabatt im Start- und AktivTarif – bis zu 20 € pro Fahrt.

## Mehr Nähe

Die nächste cambio-Station liegt gleich um die Ecke: In Hamburg stehen über 80 Autos an 18 Stationen zur Verfügung und monatlich werden es mehr.

## Mehr Infos

cambio Hamburg  
Telefon 040-414 667 00  
hamburg@cambio-CarSharing.de  
www.cambio-CarSharing.de/hamburg



## Mehr einfach

Nach einer kurzen Einweisung und der Vorlage von Ausweis und Führerschein gibt's die cambioCard – den persönlichen Schlüssel zu allen Wagen in Hamburg und in zehn weiteren Städten in Deutschland.

## Mehr flexibel

Eine Kündigung ist zu jedem Monatsende möglich.

## Hier geht's zur Anmeldung

montags, 17:30 Uhr Bücherhalle Winterhude, Winterhuder Marktplatz 6  
dienstags und donnerstags, 18 Uhr Eye Catcher, Stresemannstraße 9 (im Hof)  
samstags 10:30 Uhr Bücherhalle Altona (Mercado)

cambio  
CarSharing

# Die Porsche-Droge

Der Schweizer Ökonom Bruno S. Frey misst das Glück – und erforscht dessen Bedeutung für die Wirtschaft. Ein Gespräch über **Wohlgefühl**, Wohlstand und unglückliche Sportwagenbesitzer.

Interview Tobias Bühlmann

Illustrationen Beatrix Hepting

## Herr Frey, wie misst man Glück?

Man fragt die Leute ganz einfach danach. Allerdings nicht direkt nach dem Glück an sich, das ist ein zu kurzfristiges Gefühl: ein Hochgefühl, das sehr rasch wieder zurückgeht. Verliebtsein etwa dauert bestenfalls ein paar Wochen, dann werden andere Dinge im Leben wieder wichtiger. Längerfristiges Glück lässt sich mit dem Begriff »Lebenszufriedenheit« treffender beschreiben. Also fragen wir: »Alles in allem, wie zufrieden sind Sie mit dem Leben, das Sie führen?« Der Befragte versteht sofort: »alles in allem«, das ist etwas Umfassendes, und »mit dem Leben, das sie führen« bedeutet, es geht um Grundsätzlicheres, Langfristiges.

**Ergeben sich bei solchen Umfragen nicht methodische Probleme? Menschen schätzen doch ihr Glück sehr unterschiedlich ein. Ein Amerikaner sagt eher, dass es ihm gut geht, ob das nun stimmt oder nicht, während ein Schweizer, selbst wenn er gerade frisch verliebt ist, eher antwortet: »Ich kann nicht klagen.«**

Das ist kein Problem, denn wir messen Glück nicht absolut, sondern relativ. Wir schauen also, wie stark bestimmte

Ereignisse das menschliche Wohlbefinden beeinflussen – unabhängig davon, wie hoch oder niedrig es zuvor war. Ein Beispiel: Wir untersuchen, wie es sich auf die Lebenszufriedenheit eines Menschen auswirkt, wenn er seine Arbeit verliert. Die Auswirkung, in diesem Fall also ein Absinken der Lebenszufriedenheit, ist dann in Amerika und der Schweiz die gleiche. Mehr noch: Das Ausmaß dieser Änderung – der sogenannte »marginale Effekt« – ist gleich hoch, auch wenn das absolute Niveau des Glücks verschieden sein mag. Unsere Forschung ist also valide. Im Übrigen zeigte sich in den Untersuchungen, dass die Amerikaner sich selbst als weniger glücklich bezeichnen als das zum Beispiel die Dänen oder die Schweizer tun, die die Rangliste der glücklichsten Länder anführen.

**Sie haben ein Buch mit dem Titel »Happiness – A Revolution in Economics« herausgebracht. Spielte Glück in der Wirtschaftswissenschaft bislang keine Rolle?**

So ist es. Vielmehr nahm man sogar an, der individuelle Nutzen einer Handlung, also das, was nach der traditionellen Vorstellung der Wirtschaftswissenschaften eigentlich das ganze Verhalten des Homo oeconomicus treibt, könne nicht erfasst werden. Es herrscht

auch heute noch in großen Teilen der Wirtschaftswissenschaften die Vorstellung vor, dass nur scheinbar objektive Größen wie das Wirtschaftswachstum gemessen werden können.

**Das klingt einleuchtend – schließlich kann man ja nicht in einen Menschen hineinsehen und das Glücksniveau ablesen.**

Wir haben uns dieser Fragestellung indirekt anzunähern versucht. Ich habe von den Psychologen gelernt, dass man Glück, oder genauer Lebenszufriedenheit, sehr wohl sinnvoll erfassen kann. Ein Kriterium dafür ist zum Beispiel die sogenannte Intersubjektivität: Man fragt danach, wie zufrieden jemand mit seinem Leben ist, und zwar auf einer Skala von eins – ganz unglücklich – bis zehn – vollkommen glücklich. Antwortet der Befragte dann mit »sieben«, befragt man anschließend Leute, die ihn sehr gut kennen, also seine Frau oder seine Freunde, wie glücklich sie ihn einschätzen. Interessanterweise geben die dann auch »sieben« als Wert an. Außerdem zeigt sich: Glückliche Menschen – ich meine damit diejenigen, die sich in unserer Befragung als glücklich bezeichnen – haben weniger Probleme am Arbeitsplatz, streiten seltener, sind optimistischer, werden weniger

oft krank und begehen seltener Selbstmord. Das alles sind Elemente, die auch ein Laie intuitiv mit Glück oder mit Lebenszufriedenheit verbindet.

**Das erklärt noch immer nicht, was Ihre Erkenntnisse über das menschliche Glück mit der Wirtschaft zu tun haben.**

Zuerst geht es um das grundsätzliche Verständnis von Wirtschaft: Sie wird gemeinhin falsch verstanden als eine Aktivität, bei der es darum geht, ein Sozialprodukt, Exporte oder Güter herzustellen. Das alles ist aber nur Mittel zum Zweck: Das richtige Verständnis von Wirtschaft ist vielmehr, dass sie dazu dient, die Menschen glücklich zu machen. Das ist das letzte, das wirkliche Ziel. Die materiellen Dinge sollen dazu lediglich beitragen.

**Stoßen sie bei Ihren Kollegen nicht auf Widerspruch? Das Brutto Sozialprodukt lässt sich exakt quantifizieren. Glück dagegen muss mit Befragungen erhoben werden.**

Aber dennoch sind die Ergebnisse belastbar! Dazu kommt: Das Sozialprodukt scheint zwar etwas Eindeutiges, klar Messbares zu sein. Wenn man aber weiß, wie es erhoben wird, muss man stark daran zweifeln. Bestimmte Elemente des Sozialprodukts, insbesondere



## »Glückliche Menschen haben weniger Probleme im Job und werden seltener krank«

re die Tätigkeit des Staates, werden sehr schlecht und unzureichend gemessen. Im Vergleich dazu sind unsere Messungen des Glücks alles andere als schlecht. Aber Sie haben in einem recht: Viele meiner Kollegen waren früher tatsächlich sehr skeptisch und sogar ablehnend – doch das beginnt sich langsam zu ändern.

**Wir haben zuletzt eine Wirtschaftskrise erlebt, die Einkommen sind leicht gesunken. Müssen wir befürchten, deshalb alle unglücklicher zu werden?** Zweifellos. In Deutschland ist das Pro-Kopf-Einkommen im Jahr 2009 beispielsweise um etwa ein halbes Prozent zurückgegangen. Viele Menschen haben an Einkommen verloren. Im ersten Moment macht das sicherlich unglücklicher. Aber viel wichtiger ist, dass man sich erfreulicherweise relativ schnell an Einkommenseinbußen gewöhnt. Das ist eine unserer Erkenntnisse: Fi-

nanzielle Verluste – übrigens ebenso wie Gewinne – haben nur kurzfristige Auswirkungen auf das empfundene Glück.

**Obwohl die Betroffenen auf Dauer weniger Geld zur Verfügung haben?**

Jeder hat sein individuelles, grundsätzliches Glückslevel, auf das er recht schnell wieder zurückkehrt. Nur wenige Faktoren haben einen nachhaltigen Einfluss. So macht Arbeitslosigkeit etwa extrem unglücklich – und das sogar dann, wenn das Gehalt in gleicher Höhe weitergezahlt würde! Die Bedrohung für die Lebenszufriedenheit ist also nicht das niedrigere Einkommen, sondern die drohende Arbeitslosigkeit.

**Laut Ihrer Forschungsergebnisse ist die Lohnhöhe aber durchaus eine relevante Größe: Glücklich ist, wer mehr verdient als andere.**

Es scheint ein ganz tiefer Impuls zu sein, uns immer mit anderen zu vergleichen. Wenn wir – verglichen mit anderen –

mehr besitzen, dann fühlen wir uns zufrieden und sogar richtig glücklich. Das merkt man beispielsweise daran, wenn jemand eine Lohnerhöhung von 300 Euro im Monat bekommt. Das macht einen Arbeitnehmer glücklich. Wenn er aber erfährt, dass sein Kollege, der die gleiche Arbeit macht, 400 Euro mehr erhält, ist er trotzdem unzufrieden.

**Gleichzeitig haben Sie herausgefunden, dass Anerkennung die Motivation von Arbeitnehmern stärker fördern kann als eine Geldprämie. Woher kommt das?**

Jeder braucht genug Geld, um seine Existenz zu sichern. Sobald das jedoch gewährleistet ist, wird Anerkennung enorm wichtig für Menschen – vor allem, wenn diese Anerkennung auch von anderen wahrgenommen wird. Wir haben das am Beispiel des IBM-Forschungslabors in Rüschlikon nahe Zürich untersucht: Dort werden intern

Auszeichnungen vergeben, die nicht mit Geld, sondern eben nur mit Ehre dotiert sind. Wir konnten feststellen, dass die Preisträger ihre Leistung vor allem nach ihrer Auszeichnung gesteigert haben – offensichtlich sind sie stärker motiviert und wollen beweisen, dass sie den Preis zu Recht erhalten haben. Insgesamt bindet IBM so die besten Köpfe: Forscher von dort erhielten gleich in zwei aufeinanderfolgenden Jahren den Nobelpreis.

**In einem Leserbrief zu Ihrem Artikel »Ein Ferrari macht nicht lange glücklich« schrieb ein Mann aber, er habe sich gerade seinen sechsten Porsche gekauft und sei glücklicher denn je.**

Das ist wie ein Drogensüchtiger, der kurz nach dem Schuss zu Protokoll gibt, der Stoff mache ihn glücklich. Wer hat schon sechs Porsches? Auf jeden Fall ist es nicht die Art, wie normale Menschen sich glücklich machen können. In die-



**Ein Porsche macht nicht lange glücklich, sechs Stück erst recht nicht:**

**»Man fällt immer wieder schnell auf sein normales Glückslevel zurück.«**



## »Die meisten Menschen unterschätzen, wie wichtig nichtmaterielle Güter sind«

sem Beispiel ist es interessant, dass der Mann sich den Porsche erst kurz zuvor zugelegt hat. Denn unsere Forschung zeigt: Schon der zweite Porsche macht weniger glücklich als der erste – jeder weitere macht für eine jeweils kürzere Zeit glücklich, dann kehrt der Mann wieder zu seinem individuellen Glücksniveau zurück. Hier gilt das Gleiche wie bei Einkommenseinbußen.

**Oft heißt es, Erfolg mache sexy. Sie sagen: Glück mache attraktiv und unternehmerisch. Verwechseln die Menschen Erfolg mit Glück?**

Ja, in einem gewissen Ausmaß schon, wenn sie unter Erfolg den materiellen Erfolg verstehen. Fast alle Menschen unterliegen der Illusion, sie würden glücklicher, wenn sie in Zukunft mehr materielle Güter haben – und müssen dann erfahren, dass ihre Lebenszufriedenheit sehr rasch wieder auf das vorherige Niveau sinkt.

**Was macht denn wirklich glücklich?**

Freunde, Bekannte, Familie, der Lebenspartner – in der Wirtschaftssprache: nichtmaterielle Güter. Die meisten Leute unterschätzen, wie wichtig solche Dinge für das Glück sind und setzen die falschen Prioritäten. Wir konnten zum Beispiel feststellen, dass Pendler weniger glücklich sind. Sie wollen sich ein schönes Haus und einen großen Garten leisten und nehmen dafür lange Arbeitswege in Kauf. Sie vergessen dabei, dass diese Zeit ihnen fehlt, um sie mit dem Partner, den Kindern oder Freunden zu verbringen. Nach unseren Erkenntnissen gilt daher: Idealisten sind eher glücklich als Materialisten.

**Wenn Sie sich ausnahmsweise nicht mit Glück und Unglück beschäftigen, interessieren Sie sich für historische Ereignisse. Dabei haben Sie herausge-**

**funden, dass beim Untergang der Titanic weniger Briten überlebt haben als eigentlich zu erwarten gewesen sei – weil sie zu zuvorkommend waren!**

Es ist schon erstaunlich, dass sich beim Untergang der Titanic nicht mehr Briten gerettet haben. Das Schiff war britisch, die Besatzung war britisch, die Besitzer waren Briten. Ich hatte daher erwartet, dass die Briten bessere Beziehungen zur Mannschaft hatten und eher einen Platz im Rettungsboot fanden. Aber genau das Gegenteil war der Fall: Es haben sich proportional mehr Amerikaner gerettet. Und ich glaube tatsächlich, dass das mit den damaligen Traditionen zu tun hatte: Britische Männer ließen zuerst die Frauen und die Kinder in die Rettungsboote. Allerdings war das im Jahr 1912. Ob das heute noch so ablaufen würde, weiß ich nicht. Das würde ich gerne untersuchen – aber dazu ist es leider notwendig, dass Schiffe untergehen. ■



**Bruno S. Frey**, geboren 1941 in Basel, ist einer der bekanntesten Wirtschaftswissenschaftler der Welt. Der Schweizer lehrt an der Universität Zürich und leitet das »Center for Research in Economics, Management and the Arts«. In seiner Forschung beschäftigt er sich vor allem damit, die Ökonomie auf nichtwirtschaftliche Bereiche wie Politik, Kunst oder Ökologie anzuwenden. Foto: Francisco Paco Carrascosa

# Der Preis des Glücks

Macht Geld glücklich? Mit dieser Frage befassen sich Forscher auf der ganzen Welt – und entdecken überraschende Zusammenhänge zwischen Geld und **Wohlbefinden**.

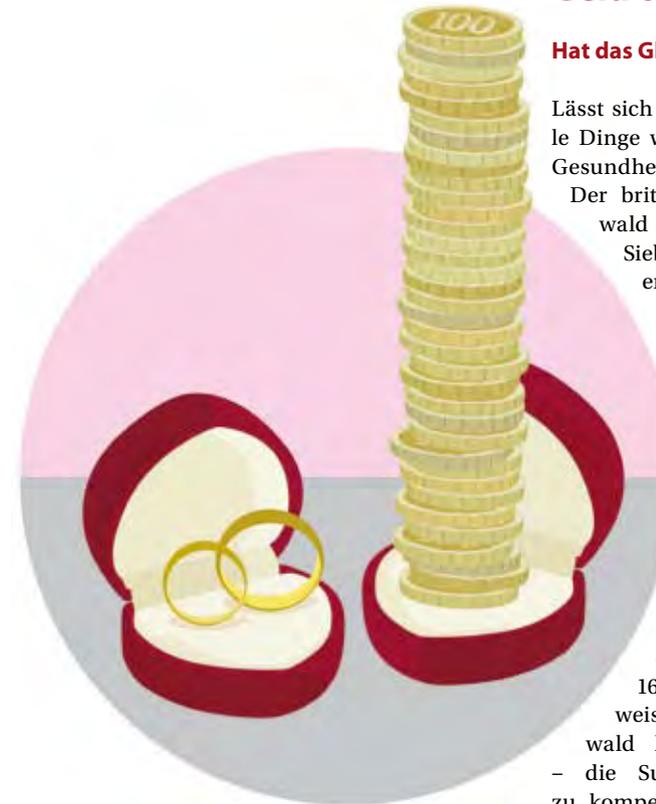
Illustrationen Beatrix Hepting

## Geld oder Liebe

### Hat das Glück einen Preis?

Lässt sich der Verzicht auf immaterielle Dinge wie Freundschaft, Liebe und Gesundheit mit Geld kompensieren?

Der britische Ökonom Andrew Oswald meint: ja, aber es wird teuer. Sieben Jahre lang erforschte er das Glücksempfinden von rund 7500 Briten – und ermittelte, wie viel Geld monatlich erforderlich wäre, um bestimmte Lebensumstände aufzuwiegen. Sein Ergebnis: Durch eine monatliche Zahlung von 21.000 Euro bliebe das Glücksniveau selbst beim Tod des Partners konstant; nach einer Trennung reichen demnach bereits 16.500 Euro. Erstaunlicherweise scheinen Kinder laut Oswald kein Glücksfaktor zu sein – die Summe, um Kinderlosigkeit zu kompensieren, beträgt laut seiner Forschung: null Euro.



## Tapetenwechsel

### Macht Reichtum einsam?

Geld verändert unser soziales Verhalten – das sagen Forscher der Universität Ulm: In einem Experiment wurden Probanden gebeten, zwei Stühle für ein Partnergespräch in einem Zimmer aufzustellen. Hängt währenddessen das Bild einer Blumenwiese an der Wand, rücken sie die Stühle enger zusammen – ist auf dem Wandmotiv hingegen Geld abgebildet, werden die Stühle weiter auseinander gestellt. Der Neurobiologe Manfred Spitzer sagt: »Wer gerade an Geld denkt, möchte andere lieber auf Distanz halten.«



## Frustrierende Fahrten

### Haben es Pendler schwerer?

Menschen, die zur Arbeit pendeln, sind eindeutig unglücklicher als Nicht-Pendler – so jedenfalls die Erkenntnisse des Ökonomen Bruno S. Frey. Der Grund: Pendler haben zu wenig Zeit für ihre Familie. Selbst ein schönes Haus im Grünen kann diesen Zeitmangel nicht wieder wettmachen, so der Schweizer Forscher.



## Leidende Linke

### Sind CDU-Wähler glücklicher?

Je weiter links Menschen politisch stehen, desto unglücklicher sind sie – das wollen jedenfalls Forscher an der dänischen Aarhus School of Business herausgefunden haben. Der Grund: Politisch Linkstehende bekümmert, so die Ergebnisse der Studie, die ungerechte Verteilung materieller Güter besonders stark – und zwar ganz unabhängig vom persönlichen finanziellen Status.



## Neidgesellschaft

### Wieviel brauchen wir fürs Glück?

Amerikanische Studenten würden lieber in einer Welt leben, in der sie weniger Geld zur Verfügung haben – das aber auch nur, solange sie dennoch mehr als andere besitzen. Das haben Glücksforscher der Harvard-Universität herausgefunden. In einem weiteren Experiment bestätigte sich diese These: Die Testpersonen des Versuchs waren generell glücklich, wenn man ihnen Geld gab – allerdings nur so lange, bis sie erfuhren, dass andere Probanden eine noch größere Summe erhalten hatten.



# Alles, nur nicht langweilig

Kann die Arbeit bei einem Finanzdienstleister spannend sein? Ja, meint Allianz-Personalreferent Dominik A. Hahn – und räumt mit Vorurteilen auf.

**Ein Job bei der Versicherung gilt als sicher, solide – aber nicht unbedingt als aufregend. Mal ehrlich: Auch der weltgrößte Versicherer Allianz macht hier keine Ausnahme. Oder?**

Klar ist, dass bei unseren Produkten die Themen Sicherheit und Vertrauen an oberster Stelle stehen. Wahrscheinlich assoziieren viele damit, dass ein Job bei der Allianz eher unsexy ist. Wie so oft lohnt aber hier ein Blick hinter die Fassade: Unsere Dienstleistungen haben eine solche Bandbreite, dass Sie bei der Allianz beinahe jedes Berufsbild finden: vom Arzt, etwa für Tiermedizin, über den Inhouse Consultant bis hin zum Zahnspzialisten. **Ihr Videoportal trägt den Titel »Spannende Jobs«: Nennen Sie doch mal ein paar Beispiele!**

Wenn Sie Mathematiker sind, können Sie beispielsweise im Risk Controlling arbeiten. Dort berechnen unsere Spezialisten anhand mathematischer Modelle die Entwicklung unserer Versicherungsverbindlichkeiten. Oder nehmen Sie unsere Inhouse Consultants: Durch ihre Arbeit schaffen sie Transparenz – das hilft allen Allianz-Gesellschaften weltweit. Und unsere Informatiker arbeiten in einem der größten Rechenzentren Europas. **Welcher Lebenslauf macht einen Bewerber für Sie interessant – und was geht gar nicht?**

Beschreiben Sie, was Sie an uns begeistert und weshalb wir von Ihnen begeistert sein sollen! Mit dem richtigen Anschreiben kann man schon viel gewinnen. Natürlich sind gute Noten, Praxiserfahrung und – je nach Position – Erfahrungen im Ausland ein Plus. Außeruniversitäres Engagement sagt auch viel über jemanden aus. Was nicht geht? Fehlende Unterlagen, häufige Rechtschreibfehler,

sechs verschiedene Schriftarten und Bilder, die aus privaten StudiVZ-Fotoalben stammen. Das ist alles schon passiert...

**Was sind die großen Zukunftsthemen für die Allianz – und was bedeuten sie für das Anforderungsprofil der Bewerber?**

Themen wie der Klimawandel, die sich verändernde Demographie oder auch Mikroversicherungen, die wir zum Beispiel bereits erfolgreich in Südostasien anbieten, werden ihren hohen Stellenwert behalten. Für unsere Bewerber bedeutet das in erster Linie, dass man dazu neben einem soliden Hintergrundwissen über die Konsequenzen dieser Entwicklungen für die Gesellschaft auch Vorstellungen über die Folgen für ein Versicherungsunternehmen mitbringt.

**Absolventen welcher Fachrichtungen haben die besten Chancen auf eine Anstellung?**

Als »Unternehmen der 100 Berufe« sind wir für fast jede Fachrichtung ein potenzieller Arbeitgeber. Aber klar ist auch, dass bei den zu besetzenden Stellen der Schwerpunkt auf BWL, VWL, Mathematik, Informatik und Jura liegt. Übrigens: Wirtschaftswissenschaftler arbeiten bei uns nicht per se im Vertrieb. Vom Controlling über das Risikomanagement bis hin zur IT sind BWLer und VWLer gern gesehen!



**Dominik A. Hahn**, Jahrgang 1983, ist Referent für Personalmarketing bei der Allianz. Er studierte Medien und Kommunikation an der Universität Augsburg.

## IM FOKUS: SICHERHEITSFORSCHUNG

- ▶ **Gesucht:** Ingenieure, denen die Straßensicherheit am Herzen liegt
- ▶ **Zentrale Frage:** Wie kann man Autos und Anlagen sicherer konstruieren – und was lässt sich aus Unfällen lernen?

Im Unternehmensbereich Allianz Zentrum für Technik wird Sicherheits-, Unfall- und Reparaturforschung betrieben. Beispiel Automobil: Ingenieure führen mindestens einen Crashtest pro Woche durch – mit dem Ziel, den alltäglichen Straßenverkehr sicherer zu machen. Beispiel Industrietechnik: »Pathologen« untersuchen Schäden an Großanlagen, z.B. an einer gebohrten Dampfturbine – um Ursachen zu klären und Schäden vorzubeugen.

## IM FOKUS: RISIKOMANAGEMENT

- ▶ **Gesucht:** Naturwissenschaftler, die Unvorhersehbares vorhersehbar machen
- ▶ **Zentrale Frage:** Wie lassen sich Naturgewalten besser einschätzen?

Die Kräfte der Natur lassen sich nicht zähmen – aber berechenbar machen. Forscher stellen anhand mathematischer Modelle Risiken dar. Ihr Interesse gilt Naturgewalten wie Stürmen, Erdbeben und Überschwemmungen. Im Kern steht die Frage, ob und wie oft eine Katastrophe eintrifft – um das Risiko kalkulieren zu können.

## IM FOKUS: TRENDFORSCHUNG

- ▶ **Gesucht:** Passionierte Analysten mit Sinn für Marktwerte, Trends und Moden
- ▶ **Zentrale Frage:** Wie lässt sich durch umfassende Forschung gutes Fondsmanagement noch besser machen?

Der Name **Allianz Global Investors** steht für erfolgreiches Renten- und Aktienfondsmangement weltweit. Fundierte Forschung gilt dabei als Schlüssel: Denn nur wer Märkte, Branchen und Marken wirklich kennt, kann Vermögen optimal investieren. Eine wichtige Hilfe sind die Erkenntnisse der Grass Roots Researcher: Sie befragen Insider wie Verkäufer und Kunden zu ihrem Konsumverhalten – und sprechen Anlageempfehlungen aus.

Mehr Informationen und diverse Links, u.a. zu maßgeschneiderten Job-Angeboten: [www.perspektiven.allianz.de](http://www.perspektiven.allianz.de)

Sich die künftigen Kollegen ansehen: [www.spannende-jobs.de](http://www.spannende-jobs.de)



# Spielend **süchtig**

Irrationales Verhalten überall. Ob an der Börse oder im Kasino – Menschen zocken, Menschen verlieren. Eine Suche nach den Ursachen offenbart: Die Aussicht auf Geld stimuliert ähnlich wie Drogen oder **Sex**.

Text Jonas Kristen / Illustration Magdalena Sadziak

**D**ie Kugel rollt, der Puls rast: Fast jeder hat schon mal sein Glück versucht. Alles auf Rot gesetzt, ein paar Münzen in den Automaten gesteckt oder einen Lottoschein ausgefüllt. Man verliert ein paar Euro und beendet das Spiel. Aber knapp 100.000 Menschen in Deutschland können nicht aufhören; einige ruinieren sich, machen Schulden und verlieren immer weiter – so berichtet eine Studie der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung. An der Spielsucht zerbrechen Familien und Partnerschaften, einige dieser zwanghaften Spieler werden kriminell. Wie diese Sucht entsteht, ist nicht abschließend geklärt: Während Neurologen auf den außergewöhnlichen Stoffwechsel im Gehirn von Glücksspielern verweisen, nähern sich Verhaltenstherapeuten den eigentlichen, tieferliegenden Ursachen der Spielsucht.

Iver Hand ist Psychiater und ein Experte auf dem Gebiet der Spielsucht. In seine Praxis im beschaulichen Eppendorf kommen Spieler, die sich ihrer Sucht stellen wollen – per Verhaltenstherapie. Damit gehören sie zu einer Minderheit. Schätzungen gehen davon aus, dass deutschlandweit nur etwa fünf Prozent der gefährdeten Spieler jemals ernst-

haft Hilfe suchen. »Der Gang zum Psychotherapeuten ist immer noch verpönt, man fühlt sich ja nicht als geisteskrank«, sagt der emeritierte Professor. Einige Spieler bräuchten jedoch dringend Hilfe: Hand berichtet von einem Mann, der eine Bank erstürmte – mit dem Mut der Verzweiflung und einer Wasserpistole in der Hand. Um derartige Handlungen zu verstehen, müsse man sich mit der Gemütslage der Spieler beschäftigen. »Spielsüchtige versuchen fast immer, vor einer unerträglichen Lebenssituation zu fliehen.« Dazu gehören Minderwertigkeitskomplexe und häufig Depressionen – das Spiel hingegen euphorisiert viele der krankhaften Glücksjäger über alle Maßen. »Es geht nicht darum, sofort abstinent zu sein«, erklärt der Glücksspiel-Experte: »Zunächst geht es darum, Zusammenhänge zu finden.«

In der Verhaltenstherapie wird der Patient gebeten, vor, während und nach dem Glücksspiel Notizen zu machen, um für sich selbst zwischen Wille und Zwang unterscheiden zu können. Dabei soll er notieren, warum er sich zum Spielen entschlossen und wie er sich gefühlt hat. »Das Spielverhalten ist erst mal außen vor, und das eigentliche Problem rückt ins Zentrum. So kann im Gespräch mit dem Patienten etwa deutlich werden, dass der Spieler soziale



## Essen, Sex – oder Glücksspiel: Ein Hormon stimuliert unser Belohnungssystem

Ängste hat, Kontakte vermeidet und den Platz vor dem Automaten als Fluchtpunkt gewählt hat. Für diese Patienten gibt es ein soziales Kompetenztraining, das über 40 Sitzungen laufen kann.« In schwierigen Fällen, die oft mit einer Drogensucht einhergehen, sind auch Medikamente Teil der Therapie.

### ■ SPIELEN MACHT GLÜCKLICH

Ist das Spielen also eine reine Zwangsstörung, nur ein Ventil für tieferliegende Probleme? Sicher ist: Krankhaftes Spielen hat – wie andere Suchterkrankungen auch – eine biochemische Komponente. Neurologen wissen, dass beim Glücksspiel eine bestimmte Hirnregion mit dem Botenstoff Dopamin geflutet wird. Im Normalfall sorgt dieser Botenstoff, auch als »Glückshormon« bekannt, für Wohlbefinden beim Essen, Sex, aber auch, wenn sich Lernerfolg einstellt.

Man spricht vom menschlichen Belohnungssystem: Da der Zusammenhang zwischen Handlung und Glücksempfinden im Gehirn gespeichert wird, beeinflusst das Belohnungssystem, was wir wollen, was wir wieder tun und was nicht. Das System kann jedoch auch durch Impulse wie Glücksspiel nachhaltig aktiviert werden und in die Sucht führen. Bereits in den fünfziger Jahren ist es Wissenschaftlern gelungen, diesen Teil des Gehirns zu orten. In einer Versuchsreihe wurden Elektroden in das Gehirn von Ratten eingesetzt – jeweils an

eine vordefinierte Stelle. Sobald die Ratte eine Art Schalter drückte, wurde dieser Teil des Gehirns unter Strom gesetzt. Als die Forscher eine Elektrode in das ventrale Tegmentum – einen Bereich im Hirnstamm – setzten, lösten die Stromstöße eine Dopaminwelle aus. Die Ratte wollte nun nichts weiter tun, als immer wieder den Schalter zu drücken.

Die Mechanik dieses Motors wurde noch nicht abschließend erforscht, die Technik dazu ist erst seit der Jahrtausendwende ausgereift: Seitdem lässt sich in Echtzeit beobachten, welche Botenstoffe in welchen Hirnarealen aktiv sind. Ein Standort dieser Forschung ist das Institut für systemische Neurowissenschaften an der Universitätsklinik Eppendorf. Dort arbeitet der Psychologe und Biologe Tobias Sommer-Blöchl; sein Arbeitsgerät ist nicht die Couch, sondern der Kernspintomograph. Seit der Entwicklung der Röhre, die mit Hilfe von Magnetfeldern den menschlichen Körper in 3D vermessen kann, lässt sich deutlich sanfter auch am Menschen untersuchen, wann unser Belohnungssystem aktiv wird. Dabei zeigt der Kernspintomograph nicht nur Körperteile in mikroskopischer Auflösung, sondern auch, was dort geschieht.

»Wir messen synaptische Übertragung, das heißt, wenn zwei Nervenzellen miteinander kommunizieren«, erklärt Tobias Sommer-Blöchl, während er im Labor eine Münze an einer Leine in der Luft schweben lässt, um die Stärke des Magneten zu demonstrieren, der für das Verfahren genutzt wird.

Mittlerweile ist wissenschaftlich belegt: »Dopamin-Ausstoß ist von Wohlbefinden begleitet, und jeder Mensch strebt danach, dieses Gefühl erneut zu spüren. Trotzdem behaupten wir nicht, wir hätten den Schlüssel zur Glückseligkeit gefunden. Das bleibt eine philosophische Frage.«

Tobias Sommer-Blöchl fasst einige Studien zum Belohnungssystem zusammen: »Bilder von Sportwagen aktivieren das Belohnungssystem stärker als Bilder von Kleinwagen, fettige Speisen stärker als Magerkost, niedliche Kinder stärker als andere.« Selbst der »Aha«-Effekt ist messbar – sobald wir etwas erlernt haben, werden wir mit Wohlbefinden belohnt, denn das Entdecken ist eine evolutionäre Überlebensstrategie. Als Jäger und Sammler hat dieser Teil des Gehirns uns motiviert, Nahrungsquellen wiederzufinden oder neue zu erkunden.

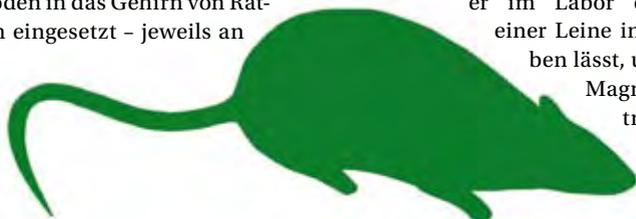
Für seine Versuche lädt Sommer-Blöchl zum Zocken ein: Die Versuchsperson liegt im Kernspintomographen und wählt eine von zwei Karten, die auf einem Bildschirm in der Röhre angezeigt werden. Die richtige Karte bringt einen Euro Gewinn, die falsche einen Euro Verlust. Bei »normalen« Menschen wird das Belohnungssystem trotz der niedrigen Einsätze aktiviert – während es bei Spielsüchtigen weitgehend passiv bleibt. Für einen Kick muss der Einsatz steigen. »Unser Versuch ist für krankhafte Spieler nicht anregend, da die Beträge zu niedrig sind. Ein Süchtiger geht hinterher ins Kasino, um endlich auch mal Dopamin zu spüren – während wir bereits mit der niedrigen Dosis zufrieden sind«, erklärt Sommer-Blöchl.

»Sucht« erscheint dabei ein passender Begriff, denn auch Drogen wie Kokain und Opiate fluten das Belohnungssystem mit Dopamin. Das Verführerische an ihnen ist das Wohlbefinden ohne Anstrengung. Studien zeigen, dass auch das Belohnungssystem vieler Drogenkonsumenten träge ist. Drogen- und Spielsüchtige vereint also die Suche nach extremen Dopaminmengen. Bisher ist die Spielsucht im medizinischen Sinne jedoch als Zwangsstörung definiert. Beim Stand der derzeitigen Gesetzgebung liegt die alleinige Verantwortung damit beim Spieler.

### ■ URSACHE UND WIRKUNG

Zurück aus dem Hightech-Labor ins nahezu technologiefreie Büro von Iver Hand: Der Verhaltenstherapeut möchte die Erkenntnisse seiner Kernspintomologen nicht überbewerten. Zu oft würde mit Verweis auf die Messungen argumentiert, dass ein anormal reagierendes Belohnungssystem, dessen Dopaminhaushalt vom Standard abweicht, ja einfach mit Medikamenten oder gar per Eingriff in die DNA kuriert werden könnte. Er warnt davor, aus den Stoffwechselprozessen voreilige Schlüsse zu ziehen: »Zu oft werden hier Ursache und Wirkung verwechselt.«

Ein träges, schwach reagierendes Belohnungssystem sei nur Symptom einer psychologischen Störung. Notorische Glücksspieler könnten auf verschiedenste Art erkrankt sein: Dazu gehören depressive und manische Menschen oder solche, die zwischen beiden Extremen schwanken. Andere fühlen sich sozial extrem unterlegen, haben Schwierigkeiten in der Familie oder am



Arbeitsplatz. Einige überschätzen sich vor dem Automaten immer wieder aufs Neue, sie denken, sie könnten das System besiegen.

Warum das Belohnungssystem eines Spielers außergewöhnlich reagiert, ist laut Iver Hand immer auch eine Frage der Psychologie. Er hält das Glücksspiel für eine individuelle Mischung aus Zwangsstörung und Suchtverhalten: »Für alle diese verschiedenen Patienten müssen unterschiedliche Therapien und im Extremfall unterschiedliche Medikamente eingesetzt werden, bevor sich das Belohnungssystem wieder auf ein normales Maß einpendelt.« Es lässt sich also eine Brücke schlagen zwischen Psychologie und Neurologie. Die Psychologie liefert Diagnose und Therapie. Die Neurologie liefert die Kontrolle: Durch eine Reihe von Messungen vor

und nach der Therapie kann im Kernspin festgestellt werden, ob der Dopaminspiegel sich normalisiert und die Therapie erfolgreich war. So lässt sich auch die Wirksamkeit von Medikamenten überprüfen, mit denen die Dopaminkonzentration im Belohnungssystem beeinflusst wird.

Manchmal helfen aber auch einfache Tricks. Iver Hand hat einem Patienten erklärt, er könne weiterhin spielen wie gehabt – es gelte nur eine Regel: »Rufen Sie vorher ihre Frau an und geben Bescheid, dass Sie wieder spielen gehen!« Und siehe da: Der Mann war schlagartig abstinent. Alles Weitere war ein Fall für die Paartherapie. ■

Mehr zum Thema **Spielsucht** auf Seite 106. »Fünfmal pro Nacht zum Geldautomaten«: Porträt eines jungen Spielers.

# Wachstumsstörungen



Die Krise ist vorbei? Von wegen, sagt **Meinhard Miegel**, Publizist und konservativer Querdenker: »Das könnte sich nur allzu leicht als Irrtum herausstellen.«

Interview Dominik Betz / Mitarbeit Florian Diekmann

**Herr Miegel, seit vielen Jahren mahnen Sie, dass wir den Gürtel enger schnallen müssen. Nun aber wächst die Wirtschaft, und es gibt so wenig Arbeitslose wie lange nicht. Darf ich Sie einen Berufspessimisten nennen?**

Nein, das dürfen Sie nicht – weil es nicht stimmt. Ich habe bereits vor 30 Jahren die Auffassung vertreten, dass unsere Art des Wirtschaftens nicht nachhaltig sein kann. Seit Beginn der Industrialisierung generieren wir Wachstum mit

einem ungezügelter Ressourcenverbrauch und einer immensen Umweltzerstörung.

**Vor kurzem hat eine WWF-Studie festgestellt, dass die Menschheit in 20 Jahren eine zweite Erde bräuchte...**

... die wir nicht haben. Auf dieser Basis ist das Paradigma eines unbegrenzten Wachstums überholt. Und was die derzeitigen Wachstumsraten betrifft: Der Staat hat riesige Milliardenbeträge in die Wirtschaft gepumpt. Insofern könnte sich die konjunkturelle Erholung nur allzu leicht als Irrtum herausstellen.

Alles **außer** gewöhnlich.



Wir haben mehr zu bieten. Wir suchen Sie!

Wir suchen Macher und Denker: Vormacher und Mitdenker – die nicht abwarten, sondern handeln. Schließlich werden Sie als Führungskraft für 5 Filialen verantwortlich sein und sollten genau wissen, was eine erfolgreiche Lidl-Filiale ausmacht. Dazu bringen Sie eine hohe Motivation zum Lernen, überzeugende Kommunikationsfähigkeit, ein vorbildliches Auftreten und Spaß an neuen Herausforderungen mit. Wenn Sie also nach Ihrem Studienabschluss an einer Universität, Fach- oder Dualen Hochschule Ihre theoretischen Kenntnisse in die Praxis umsetzen wollen, sind Sie bei uns richtig! Sie möchten vor dem Einstieg einen Einblick als Praktikant (w/m) erhalten? Dann ist Ihr Vertriebspraktikum an der Seite einer Führungskraft in einer unserer Regionalgesellschaften genau das Richtige für Sie!



Lidl Personaldienstleistung GmbH & Co. KG - Abteilung Recruiting - Rötelfstraße 30 · 74172 Neckarsulm · bewerbung@lidl.de



EINSTIEG BEI LIDL DEUTSCHLAND

Lidl lohnt sich.

**Andererseits erleben wir einen Boom bei grünen Technologien. Auch ökologische Politik scheint inzwischen mehrheitsfähig zu sein.**

Die Grünen verfolgen ziemlich unkaschiert einen Wachstumskurs, nur nennen sie ihn »grünes Wachstum«. Das ist Augenwischerei, auch hier wäre der Ressourcenverbrauch weit höher, als nachhaltig verträglich ist. Wir haben keine politische Kraft in Deutschland, die ein Konzept für Balance hat – es gibt nur Abstufungen der Zerstörung von Umwelt und damit unserer Lebensgrundlagen.



Von wegen Wirtschaftswachstum: »Wir haben schlicht substanzlose Zahlen produziert.«

**Sie sagen, die seit Jahrzehnten praktizierte Wirtschaftspolitik gefährde unsere Existenz. Dennoch ist die Wirtschaft – bis zur Finanzkrise – fast durchgehend gewachsen.**

Bis in die siebziger Jahre hinein war das Wachstum ausreichend hoch, dann generierte es aus sich selbst zu wenig Volumen. Die Politik hat auf dem berühmten G7-Gipfel 1978 in Bonn beschlossen, das Wachstum künstlich anzukurbeln – mit Konjunkturprogrammen auf Kredit. Die Staaten haben seitdem immer mehr Schulden gemacht und Geld gedruckt. In den letzten 30 Jahren hat sich die Geldmenge vervier-

zigfacht, während die reale Gütermenge nur um das Vierfache zunahm. Wir sind nicht etwa wohlhabender geworden durch diese Geldberge. Man hat schlicht Geldschaum generiert, substanzlose Zahlen, und was wir in der Krise erlebt haben, ist das Verwehen dieses Schaums. Nun hat man versucht, den Status Quo wiederherzustellen.

**Sie meinen das Maßnahmenpaket zur Rettung der Banken oder bestimmter Wirtschaftszweige.**

Hier muss man unterscheiden: Die Bankenrettung war vernünftig; es gab eine Art Herzstillstand, da blieb keine Zeit für Experimente. Ganz anders ist das etwa bei der Abwrackprämie...

**... der Konjunkturlilfe für die schwächelnde Autoindustrie.**

Die Regierung wollte einen kurzfristigen Effekt, und den hat sie bekommen. Aber hier wurde vollkommen sinnlos viel Geld verpulvert. Wenn man schon investieren möchte, hätte man Bildungsgutscheine verteilen, Menschen Zugang zu musischer Erziehung geben sollen. Das wäre eine zukunftssträchtige Investition gewesen.

**Aber was ist mit den vielen Autobauern, etwa bei Opel? Die wären bei einer Pleite arbeitslos geworden.**

Subventionen sind zumeist eine verlässliche Methode, Gesellschaften verarmen zu lassen. Welchen Sinn macht es denn, eine Produktion zu subventionieren, für die es keinen Bedarf mehr gibt? Wir haben doch das dramatische Beispiel des Steinkohlebergbaus: Der wird seit 50 Jahren subventioniert, mit bisher 200 Milliarden Euro. Es wäre wesentlich preiswerter gewesen, die Leute mit einer Rente zum Angeln zu schicken, stattdessen haben sie das Erdreich durchwühlt und riesige Schäden angerichtet.

**Sie selbst haben in Studien herausgefunden, dass Arbeit für das Wohlbefinden der Menschen extrem wichtig ist. Da kann es doch keine Lösung sein,**

**»Die meisten Menschen setzen alle Hebel in Bewegung, um sich ihrer Arbeitslast zu entledigen«**

**die entlassenen Arbeiter sich selbst zu überlassen – der Verlust von Arbeit schmerzt, in der Summe führt dies zu gesellschaftlichem Unfrieden.**

Vorsicht: Der Mensch sucht nicht die Arbeitslast. Vielmehr setzen die meisten alle Hebel in Bewegung, um sich ihrer zu entledigen. Wenn Sie ein Gartengerät produzieren und damit werben, es sei besonders arbeitsintensiv, können Sie davon ausgehen, dass dies kein geschäftlicher Erfolg wird. Nein, der Mensch sucht zwei Dinge: Lebensunterhalt und soziale Einbindung. In unserer Gesellschaft haben wir beides mit der Arbeitswelt verknüpft, als eine Art List, um Arbeit attraktiv zu machen – aber das ist keineswegs zwangsläufig. Denken Sie an den britischen Gentleman: Der war gesellschaftlich hervorragend eingebunden und oft kein Faulpelz.

**Der Autobauer bei Opel gehört aber nicht qua Geburt zur Oberschicht.**

Es geht mir um den sozialen Stellenwert von Erwerbsarbeit. Wir müssen hier neue Wege suchen. Wer über ein Grundeinkommen – bedingungslos oder mit Vorbedingungen – nachdenkt, tut dies bereits. Das Ziel muss sein, diese strikte Trennung von Arbeit und Privatem zu durchbrechen. Wenn es insgesamt weniger Arbeit gibt, sollte auch der Einzelne weniger arbeiten; er kann auch mehrere Tätigkeiten gleichzeitig ausüben.

**Diese Form von Selbstmanagement ist für viele Studenten bereits Realität. Wir kennen auch die Folgen: Ausbeutung und Überforderung.**

Was wir brauchen, sind neue Organisationsformen für Menschen. Wir müssen weg von der tradierten Erwerbswelt, die durch Abhängigkeit und Weisungsstrukturen geprägt ist. Wollen wir weiterhin zulassen, dass eine kleine Min-

derheit das Sagen hat? In halbwegs naturbelassenen Gesellschaften ist die Kreativität des Einzelnen wesentlich stärker gefordert als bei uns.

**Voraussetzung für Veränderung ist, dass die Menschen sie als notwendig ansehen. Die meisten glauben jedoch weiter an Wohlstand durch Wachstum. Führen Sie eine Elitendebatte?**

Zunächst einmal war die Gleichsetzung von materiellem Wachstum und Wohlstand lange Zeit richtig, so lange, bis die Folgeschäden manifest wurden. Wir haben unsere Rohstoffe ruckzuck verbraucht, erst hier in Europa, jetzt in der ganzen Welt. Das ist natürlich eine Erkenntnis, die zuerst von Minderheiten begriffen wird – aber mittlerweile wird die Diskussion intensiv geführt, auch in Teilen von Politik und Wirtschaft.

**In den nächsten Jahrzehnten setzt also ein allmähliches Umdenken ein?**

Nicht allmählich! Solche Bewusstseinsänderungen vollziehen sich abrupt, mit einer ungeheuren Gewalt. Laut Hegel vollzieht sich Geschichte nicht in Schritten, sondern in Sprüngen. Die Globalisierung sorgt für enorme Beschleunigung: Verknappung von Ressourcen, demografische Zusammenbrüche, Klimakatastrophen. Was gestern noch völlig stabil erschien, bricht in kurzer Zeit zusammen, und dann ändert sich auch die Sicht der Menschen schlagartig.

**Welche Konsequenzen sehen Sie?**

Unsere Wohlstandsgesellschaft ermöglicht uns zurzeit, Verantwortung an das Gemeinwesen zu delegieren. Ein Beispiel: Etwa eine halbe Million Väter sind buchstäblich weggelaufen und lassen ihre Kinder zurück. Wir wenden für diese Kinder etwa fünf Milliarden Euro jährlich auf – in einer armen Gesellschaft würden sie verhungern. Wenn

## »Wenn jemand sagt, man solle doch jetzt mal optimistisch sein, läuten bei mir die Alarmglocken«

also das materielle Fundament wegbriecht, entwickeln sich schnell archaische Strukturen: Die Menschen werden kleinere Einheiten suchen, Familie, Partnerschaft, Zweckbündnisse.

**Sie sagen, der Sozialstaat sei nicht überlebensfähig, allenfalls sei noch eine - niedrige - Grundsicherung aufrechtzuerhalten. Wie wollen Sie das vermitteln?**

Das brauche ich nicht, wir sind bereits mitten im materiellen Abstieg. Vor wenigen Jahrzehnten haben die Krankenkassen nicht nur die meisten Medikamente bezahlt, sondern die Menschen auch noch zur Kur geschickt. Heute erstatten sie nicht einmal mehr die Kosten für ein dringend benötigtes Heuschnupfenpräparat.

**Gleichzeitig gibt es immer mehr Reiche. Das führt zu Verteilungskämpfen.** Das Szenario Verteilungskampf ist immer noch eines der alten Welt, in der es im Kern um die materielle Sphäre geht. Stattdessen müssen wir den einzigen Ausweichraum - die geistige Sphäre - nutzen: Freude an Zeit und Kunst.

**Aber eine regelrechte Verarmung eines substantiellen Teils der Bevölkerung kann ja nicht die Lösung sein!**

Natürlich nicht, auch ich meine, dass schwindender Wohlstand einhergehen muss mit einem anderen Verständnis von Verteilung. Wer erfolgreich ist, kann sich in einer expansiven Gesellschaft egoistisch verhalten. In einer Gesellschaft, die nicht expandiert, müssen die wirtschaftlich Starken deutlich höhere Lasten tragen. Und dennoch: Es gibt keine Garantie, dass nicht auch die wirtschaftlich Schwächeren absteigen.

**Sie betonen die Wichtigkeit der Bildung und fordern, sie zu stärken. Wo sollen die Mittel dafür herkommen?**

Ihre Frage ist Beleg dafür, dass diese Gesellschaft immer zuerst nach dem Geld fragt. Theater, Orchester, Bildungssystem - immer wird mehr Geld gefordert, was zu allgemeiner Verarmung führen kann. Wieso muss ein Arzt mehr Geld bekommen, um seine Patienten adäquat zu behandeln, ein Polizist, ein Lehrer? Weshalb muss ein Professor ein höheres Gehalt haben, um seine Studenten gut zu betreuen?

**Dennoch: Unsere Gesellschaft ist nach oben kaum durchlässig. Breitere Schichten müssten an Bildung teilhaben, doch die Politik investiert lieber in Exzellenz.**

Talente sind in jeder Gesellschaft rar, die muss man mit der Laterne suchen und fördern. Dies muss aber nicht mittels Geld erfolgen, es gibt auch das Mittel der gesellschaftlichen Anerkennung. Aber es stimmt, eine soziale Durchlässigkeit ist nur auf dem Papier gegeben: Der Fahrstuhl, der früher auch nach oben fuhr, ist stehengeblieben. Das muss sich ändern.

**Führen Studiengebühren nicht zum exakten Gegenteil?**

Die Instrumente dafür - Darlehen, Stundung, Teilerlass - sind differenziert gestaltet. Auch sozial Schwache können studieren. Für Kindergärten werden zum Teil hohe Gebühren erhoben. Da soll das Studium kostenlos sein, obwohl jeder weiß, dass es zu höheren Einkommen führt?

**Der Einzelne soll immer mehr auf seinen Schultern tragen. Gleichzeitig erwirtschaften die Energiekonzerne und Banken Rekordgewinne. Sollte man hier nicht mehr Geld abschöpfen?**

Ich habe mit dieser Finanzmarktsteuer ein grundsätzliches Problem: Eine Volkswirtschaft sollte immer die Wert-

schöpfung besteuern. Bei Finanztransaktionen wird aber gar kein Wert geschaffen, und mit einer Steuer würden wir nachträglich unseren Segen dazu geben. Ebenso im Energiebereich mit der Brennelementesteuer: Eigentlich hatte man sich entschieden, die Atomkraftwerke abzuschalten. Jetzt lässt man sie länger laufen und will sich an den Profiten beteiligen. Es ist bezeichnend für unser Gemeinwesen, lauter so ungute, schlierige Sachverhalte zu dulden, solange der Staat ein bisschen was davon hat. Diese Graubereiche wirken wie eine Art Knochenweicher auf die Gesellschaft, damit löst man sie auf.

**Die Gesellschaft sieht sich also mit umfassenden Veränderungen konfrontiert. Wie kann ein zunehmend schwacher Staat diese moderieren?**

Der Staat wird nur unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten schwächer. Es gibt aber auch einen anderen Typus - den des moralischen Staats. Denken Sie an das Preußen Friedrich II., wirtschaftlich schwach, aber eine immense moralische Institution. Auch das Bundesverfassungsgericht spielt wirtschaftlich keine Rolle, aber es genießt höchsten Respekt.

**Das ist wenig konkret. Letztlich werden wir um harte Regeln und Gesetze nicht herumkommen - und jemand muss sie durchsetzen.**

Der Rahmen muss justiert werden, aber dies erzeugen Sie kaum durch harte Regeln - das führt schnell zum Polizeistaat. Aus meiner Sicht ist die entscheidende Frage, ob unsere Form der Demokratie nicht die Blüte der bisherigen wirtschaftlichen Wohlstandsmehrung darstellt. Wir haben nicht die blasseste Vorstellung, ob die freiheitliche Demokratie unter Bedingungen eines sinkenden materiellen Wohlstands aufrechterhalten werden kann. Für zu viele Leute ist Demokratie nur in Verbindung mit Wohlstand interessant.

**Also sehen Sie unser politisches System in Gefahr?**

Das nicht, aber die Umstellung wird kein Selbstläufer. Auch hier müssen wir uns - wie in vielen anderen Bereichen - darauf einstellen, dass uns die Früchte nicht mehr in den Schoß fallen. Wir werden sie mühsam durch das Beklettern hoher Bäume ernten müssen.

**Der Dramatiker Heiner Müller sagte: »Optimismus ist nur ein Mangel an Information«. Wenn Sie kein Pessimist sind - können wir uns darauf einigen, dass Sie sicher kein Optimist sind?**

Ohne Überschwang und Ausblendung der Risiken hätten Menschen vieles nicht zustande gebracht. Aber es läuten bei mir die Alarmglocken, wenn jemand sagt: »Jetzt lasst uns doch mal optimistisch sein!«. Der Optimist lockt mit Verheißungen und findet Gefolgschaft - was vor den Toren Moskaus enden kann, wo alle krepieren. Der Pessimist ist weniger gefährlich, weil man ihm ungern folgt. Beide liegen falsch - aber der Pessimist richtet zumindest keinen großen Schaden an. ■



**Meinhard Miegel** (Jg. 1939) ist promovierter Jurist und Sozialwissenschaftler. Miegel war ein Vordenker der CDU; als Publizist beschäftigt er sich unter anderem mit dem demografischen Wandel. Der Gründer des privaten Forschungsinstituts »Denkwerk Zukunft« fordert gesellschaftliche Eigenverantwortung und eine Umwandlung der gesetzlichen Versorgungssysteme - was ihm das Etikett »Neoliberaler« einbringt. Sein aktuelles Buch »Exit. Wohlstand ohne Wachstum« nähert sich aber einem Thema, das traditionell in der Kommunenküche willkommen ist: dem Ende von Wachstumswahn und Konsumterror - um unsere bloße Existenz zu retten.

Foto [M]: Denkwerk Zukunft



# Leere **Versprechungen**

Mittlerweile vermelden die Banken wieder Rekordumsätze. Schon einmal warben sie mit großen Worten – dann kam die Krise. Wie wenig Werbung mit **Wahrheit** zu tun hat, zeigt ein Blick auf die Bilanz.

 <p>SLOGAN »No one knows more about the risks«</p> <p><b>- 99,3 MILLIARDEN*</b></p> <p>WAHRHEIT AIG versichert weltweit Kredite von über 500 Milliarden Dollar – mittels undurchschaubarer Finanzprodukte, die 2008 quasi wertlos werden. Der US-Staat muss »die gefährlichste Firma der Welt« (»Spiegel«) mit 150 Milliarden Dollar retten.</p> <p><small>* Verlust 2008 in Dollar</small></p>	 <p>SLOGAN »Here today, where tomorrow?«</p> <p><b>- 28 MILLIARDEN*</b></p> <p>WAHRHEIT Der belgisch-niederländische Finanzkonzern verspekuliert sich 2008 bei einer Bankenübernahme, wird für über 30 Milliarden Euro verstaatlicht und zerschlagen. Ageas, ein Nachfolgeunternehmen, wirbt mit dem Slogan »Welcome to a new era«.</p> <p><small>* Verlust 2008 in Dollar</small></p>	 <p>SLOGAN »Eine Bank, die mehr bewegt als nur Geld«</p> <p><b>- 2,7 MILLIARDEN*</b></p> <p>WAHRHEIT Die staatliche Kreditanstalt für Wiederaufbau überweist der Investmentbank Lehman Brothers 300 Millionen Euro. Deren Pleite hat sich zu diesem Zeitpunkt längst herumgesprochen – offenbar nicht zu den KfW-Bankern in Frankfurt.</p> <p><small>* Verlust 2008 in Euro</small></p>	 <p>SLOGAN »Managed aggression, outstanding performance«</p> <p><b>- 2,12 MILLIARDEN*</b></p> <p>WAHRHEIT Die größte Investmentbank der Welt lässt sich im Jahr 2008 vom damaligen US-Finanzminister faule Kredite für mehr als zehn Milliarden Dollar abkaufen. Sein Name: Hank Paulson. Sein früherer Job: Chef von Goldman Sachs.</p> <p><small>* Verlust 4. Quartal 2008 in Dollar</small></p>	 <p>SLOGAN »Uncommon wisdom«</p> <p><b>- 44,6 MILLIARDEN*</b></p> <p>WAHRHEIT Die viertgrößte US-Bank entdeckt 2008 faule Kredite in Höhe von mindestens 100 Milliarden Dollar in den Büchern, wird vom Rivalen Wells Fargo übernommen und beschert diesem den ersten Verlust der Firmengeschichte.</p> <p><small>* Verlust 2008 in Dollar</small></p>	 <p>SLOGAN »Thinking beyond«</p> <p><b>- 41 MILLIARDEN*</b></p> <p>WAHRHEIT Die isländische Bank jongliert mit einer Bilanzsumme in sechsfacher Höhe des BIPs. 2008 ist sie zahlungsunfähig, wird verstaatlicht und hinterlässt jedem Isländer rund 130.000 Dollar Schulden. Auch deutsche Sparer sind betroffen.</p> <p><small>* Schulden 2009 in Dollar</small></p>
--	---	--	---	---	--



# Pimp my Vagina

Schamlippenkorrektur, G-Punkt-Aufspritzung, Vaginalverengung. Immer mehr Frauen legen sich unters Messer, um »unten rum« gut auszusehen. Von Krise keine Spur: Das Geschäft mit der **Eitelkeit** boomt.

**Text** Claudia Beckschebe

**Illustration** Alexander Makarov

In den Bahnwaggons der Hamburger Linie U1 sind sie nicht zu übersehen: Plakate mit weichgezeichnetem Frauenkörper und dem zweideutigen Slogan »Keine falsche Scham«. Hier wirbt Dr. Frank Schneider-Affeld, Facharzt für Gynäkologie mit dem Schwerpunkt ästhetisch-plastische Chirurgie. Allerdings kein normaler Schönheitsarzt, sondern ein Experte für die Straf-

fung, Raffung, Verkleiner- und Vergrößerung, Auf- und Unterspritzung der weiblichen Intimzone.

Dass er in der U-Bahn für Verschönerungen der Genitalien wirbt, findet Schneider-Affeld nicht kurios, sondern clever: »Die Linie fährt doch durch die guten Gegenden Hamburgs.« Das stimmt. Schneider-Affeld beweist auf jeden Fall Verkaufstalent. Ein durchaus notwendiges Geschick in seinem Beruf, denn Intimchirurgie ist kostspielig:

Etwa 1800 Euro muss beispielsweise investieren, wer sich einer Labienkorrektur unterziehen will – der gefragtesten Operation. Dabei werden in den meisten Fällen die inneren Schamlippen verkleinert. Aus dem Portemonnaie zahlt das kaum eine Patientin. Die Schönheitskliniken kalkulieren deshalb die Verschuldung mit ein und werben mit praktischen Ratenkrediten namens »medipay« oder »BeautyCredit«, denn die Krankenkassen übernehmen diese – medizinisch unnötige – Operation nicht. »Warum auch? Schließlich ist es bei einer erwachsenen Frau vollkommen normal, dass die inneren Schamlippen die äußeren überragen. Nur bis zur Pubertät hat das weibliche Genital die Form einer geschlossenen Muschel«, erklärt Dr. Christian Albring, Präsident des Berufsverbandes der Frauenärzte.

Mit besorgtem Blick verfolgt man dort die neuen Entwicklungen auf dem Markt der Eitelkeiten – Experten schätzen, dass mittlerweile in Deutschland jährlich rund 1500 Schönheitsoperationen im Intimbereich vorgenommen werden. Damit machen die Intim-OPs zwar nur einen kleinen Teil der insgesamt über 400.000 Schönheitsoperationen aus, allerdings mit stark steigender Tendenz. Noch 2005 ermittelte eine Studie lediglich 1000 derartige Eingriffe.

Ist die Labienplastik also ein perverser Kindchenschematrend, der aus Frauen kleine Mädchen machen will? Diesen Vorwurf wehrt Schneider-Affeld entschieden ab: »Ich korrigiere und operiere dann, wenn mir eine Patientin plausibel erklärt, dass sie unter ihren zu langen Schamlippen leidet. Sitzende Sportarten wie Reiten oder Radfahren können bei sehr langen Labien durchaus schmerzhaft sein. Außerdem schämen sich diese Frauen auch für ihren Körper – hier kann ich Erleich-

terung schaffen.« Der Arzt sieht sich nicht primär als Geschäftsmann, der aus einem falschen Körperbild Kapital schlägt, sondern vor allem als Problembeseitiger. Die Frauen, die sich seinen Händen anvertrauen, hätten ihre Probleme meist jahrelang auf der Seele getragen und kämen aus eigenem Antrieb, von ihrem Partner bedrängt worden sei keine. »In die Kliniken kommen erwachsene, mündige Individuen – keine verunsicherten Kinder. Warum sollte ich sie als solche behandeln und ihnen raten, ihre vermeintlich gestörte KörperEinstellung beim Psychologen verbessern zu lassen? Dann stünden sie nach ein paar Wochen wieder vor meiner Tür und würden feststellen: Das stört mich immer noch.«

»Das Paar glaubte, nur durch eine OP wieder Spaß am Sex zu haben«

Einen entscheidenden Punkt übersieht diese Perspektive: Wenn Frauen vermittelt wird, sie könnten sich durch einen kleinen, harmlosen Eingriff – schnipp-schnapp – ein neues Körpergefühl zulegen, wird die Frage nach der Ursache irgendwann nicht mehr gestellt. Ein fataler Fehler: Woher die Zweifel an der Schönheit des eigenen Körpers stammen, wird zur Nebensache – schließlich lassen sie sich ja mit einer Operation beseitigen.

Neben der Schamlippenkorrektur hat ein weiterer Eingriff Konjunktur: die Verengung der Vagina. Maren Weidner, Therapeutin bei Pro Familia, berichtet von einem Paar, dessen Verhältnis bereits seit Jahren kompliziert war. Der Mann hatte lange Zeit eine Affäre, und seine Frau glaubte, der Grund dafür sei, dass sie ihm kein sexuelles Vergnügen mehr bereiten könne – wegen ihrer geweiteten Vagina. »Beide Partner waren der festen Überzeugung, dass

eine Operation, eine Verengung bei der Frau, der einzige Weg aus der Misere und die Lösung all ihrer Probleme sei«, sagt Weidner. Sie scheiterte an dem Versuch, ihnen die Vielschichtigkeit der partnerschaftlichen Schwierigkeiten bewusst zu machen. Dass Sex und sexuelles Lustempfinden vor allem im Gehirn stattfinden, dass ein harmonisches Verhältnis Voraussetzung für wirkliche Befriedigung ist – all das wollten Weidners Patienten nicht hören. Die Therapeutin musste das Pärchen unverrichteten Werkes nach Hause schicken.

Schneider-Affeld verteidigt die Möglichkeiten des sexuellen Lustgewinns durch eine verengte Vagina – vor allem für die Frauen. Er erklärt das sogenannte »Lost Penis Syndrom«: »Wenn Frauen mehrere Geburten hinter sich haben und der Partner nicht allzu gut bestückt ist, findet kaum mehr Reibung beim Geschlechtsverkehr statt – der Spaß am Sex ist dahin.« Mit Becken-

bodengymnastik könne man nicht viel ausrichten. Eine Aussage, der Christiane Rothe, Physiotherapeutin mit Spezialisierung Geburtenhilfe, entgegnet: »Einer nach der Geburt geweitete Vagina ist mit Gymnastik durchaus bezukommen.« Nahezu alle ihre Patientinnen seien die Beschwerden nach eifrigem Üben wieder losgeworden.

Schneider-Affeld versteht die Operation auch als Zeichen sexueller Selbstbestimmung der Frauen. In die gleiche Kategorie fallen Aufpolsterungen des G-Punkts, und das, obwohl wissenschaftlich durchaus umstritten ist, ob er überhaupt existiert. Mit Eigenfett oder Hyaluronsäure wird der – angeblich – empfindsamere Bereich in der Vagina aufgespritzt und aufs Dreifache vergrößert. Die Kosten von mindestens 1300 Euro scheinen angesichts der Vergänglichkeit einer solchen Maßnahme ziemlich hoch: Nach nur sechs Monaten hat der Körper das Polstermaterial wieder abgebaut. Nicht nur das, Frau muss sogar die erste Woche nach dem Eingriff ganz auf Sex verzichten und Antibiotika schlucken, um einer möglichen Infektion vorzubeugen.

Die Risiken bei Intimoperationen bewertet Schneider-Affeld als niedrig. Wie bei anderen Eingriffen gäbe es zwar Blutungs- und Infektionsrisiken, größere Komplikationen seien aber nahezu ausgeschlossen. Die Behauptung mancher Ärzte, es könne zu Elastizitäts- und Sensibilitätsverlusten kommen, sind für Schneider-Affeld aus der Luft gegriffen: »Zu elastisches, zu weites, überdehntes Gewebe ist doch der Grund für den Operationswunsch. Genau dieses soll natürlich entfernt werden! Sensibel ist das Gewebe der hinteren Vaginalwand sowieso nicht – eine OP ändert daran nichts.« In jedem Fall ist die Verengung ein weitaus aufwendigerer

Eingriff als etwa die Schamlippenkorrektur, was sich auch beim Preis bemerkbar macht – denn hier geht es an die inneren Genitalorgane. Solche Operationen gehören für Gynäkologe Schneider-Affeld nicht zum Fachgebiet plastisch-ästhetischer Chirurgen: »Sie sollten nur von Experten durchgeführt werden.«

Die Deutschen Gesellschaft für Gynäkologie und Geburtshilfe sieht das ähnlich: Dass die Intimchirurgie in kurzer Zeit einen derartigen Boom erlebt hat, veranlasste den Verband zu einer offiziellen Stellungnahme. In ihr mahnen die Ärzte an, dass es keinerlei wissenschaftliche Standards für die trendigen Operationen gibt, geschweige denn irgendwelche Weiterbildungscurricula. Langzeitstudien fehlen, ebenso exakte Statistiken über die Anzahl der Eingriffe, die von Ärzten unterschiedlichster

Fachrichtungen ausgeführt werden. Und Heribert Kentenich, renommierter Frauenarzt und Professor am Berliner Charité-Krankenhaus, warnt: »Diese Operationen dürfen nicht als Lifestyle verharmlöst werden.«

Genau mit diesem Beiklang werden Vaginalverengungen außerhalb Hamburgs angeboten, etwa als »Vaginalverjüngungen«. So preist die Sensualmedics AG in München den Eingriff an, eine Privatklinik unter der Leitung von Stefan Gress, seines Zeichens plastisch-ästhetischer Chirurg. Der »Labien-Papst« (Brigitte) hat laut Eigenaussage bereits über 1000 Frauen im Genitalbereich behandelt. Das Unternehmen vermittelt auf Wunsch »günstige Finanzierungsmöglichkeiten« und berichtet von hohen Zuwachsraten. Genitaltuning: selbst in Zeiten knapper Kassen ein Geschäftsmodell mit Zukunft. ■



## Billige Brüste, billige Methoden

Wie eine Schönheitsklinik versucht, Aufmerksamkeit zu erregen

Arnold R. aus Schweinfurt war hocherfreut: Gerade hatte er seiner Freundin Julia im Internet eine Brustvergrößerung ersteigert; für gerade einmal 2,57 Euro. Eine Auktion nach dem Niedrigstpreis-Prinzip – und ein gefundenes Fressen für »Bild« und »Mopo«, Fachblätter für nackte Tatsachen. Mit schrillen Schlagzeilen wie »Er kaufte ihr den Billig-Busen!« machten die Boulevardzeitungen Auflage. Nebenbei verhalfen sie der Hamburger Klinik, die das Angebot lanciert hatte, zu reichlich PR. Bei der Ärztekammer war man jedoch wenig begeistert und protestierte: Schriftlich musste die Klinik zusichern, den Eingriff nicht durchzuführen.

Das Online-Auktionshaus wiederum pochte auf Einhaltung des Deals; Arnold und Julia zeigten sich via Boulevardpresse schwer enttäuscht (»Sie hatte sich schon so auf die Brüste gefreut!«). Seitdem wurde nicht mehr über den »Billig-Busen« aus dem Netz berichtet. Auf Nachfrage teilt die Sprecherin der Beautyklinik allerdings mit, dass man über den Ausgang des vermeintlichen PR-Coups gar nicht erfreut sei. Die enttäuschte Patientin konnte ihre Oberweite mittlerweile aber offenbar doch noch nachträglich regulieren lassen; jedenfalls habe sie die Klinik besucht und anschließend »mit einem Lächeln verlassen«.

**WWW.CAMPUS-HAMBURG.DE**

Das Campus-Portal. Jetzt größer, besser, übersichtlicher!  
Job- und Wohnbörse, Infos und Services rund um das Studium,  
Freizeit und Kultur, Aktuelles aus der Universität  
und vieles mehr!

**MITGLIED WERDEN!**

Jetzt ein Teil von Campus Hamburg werden  
und als Mitglied von vielen  
speziellen Angeboten profitieren!



**CAMPUS HAMBURG**

Der Verein für Studierende und Ehemalige der Universität Hamburg

# Neben**blow**job

Mit 100 Euro Stundenlohn lässt die Hamburger Studentin Christin ihre Kommilitonen weit hinter sich: Sie verkauft seit Jahren ihren Körper. Ein Gespräch über das **Doppelleben** zwischen Luxus und Selbstekel.

Interview Sarah Hasse

Illustration Dirk Henry

**Du bist 20 Jahre alt – und bereits seit über zwei Jahren Prostituierte. Erinnerst Du Dich noch an den ersten Arbeitstag?**

Ich war nervös und angespannt, hatte vorher erst zweimal in meinem Leben Sex gehabt. Ich hatte kein Gleitgel dabei; ich dachte, es würde auch so funktionieren – das war ziemlich naiv.

**Wie hat dein Kunde reagiert?**

Ich hatte Angst, dass er sich gleich beim Bordell beschweren und sein Geld zurückfordern würde. Das wäre eine Katastrophe gewesen! Aber er war sehr verständnisvoll: Ich habe ihm stattdessen einen geblasen, das war für ihn auch okay.



## »Ich ekle mich vor mir selbst, vor der Lächerlichkeit des Augenblicks«

### **Während deine Freundinnen fürs Abitur gelernt haben, hast du dich prostituiert. Wie kommt eine 18-jährige Schülerin auf diese Idee?**

Ich wollte mir Luxus leisten können. Zwar habe ich genau so viel Taschengeld bekommen wie meine Freundinnen und hatte genug Geld zum Leben, aber ich wollte mehr. Also bin ich einfach zu einem Bordell in meinem Heimatort gegangen und habe gefragt, ob ich dort arbeiten kann. Ich hätte da zwar eigentlich erst mit 21 Jahren anfangen dürfen, aber das haben die nicht so genau genommen.

### **Was hat dich daran gereizt?**

Ich mochte mein Doppelleben. Das Rotlichtmilieu ist eine Welt für sich; mich hat das Verbotene fasziniert, das Verurteilte. Ich habe die Nacht durchgemacht, 500 Euro verdient, bin morgens in eine Bar gegangen, um etwas zu trinken – und danach direkt zur Schule gefahren. Dort bin ich dann in der Pause irgendwo eingeschlafen. Für mich hatte dieses Leben etwas ganz Wildes, Freies. **Dass du dafür Sex mit fremden Männern haben musstest, hat dich nie gestört?**

Es war nicht geil, aber es hatte dennoch einen gewissen Glamour-Faktor. Ich fühlte mich geschmeichelt, dass diese reichen Ärzte und Geschäftsleute 200 Euro zahlten, um mit mir zu schlafen. Anfangs musste ich mir aber Mut antrinken. Es gab viel Sekt, ich war immer betrunken. Die Männer wollten das, auch weil ich dadurch hemmungsloser wurde.

### **Deine Eltern haben nicht mitbekommen, dass ihre Tochter sich verkauft?**

Sie wissen es bis heute nicht. Meine Mutter dachte, ich wäre bei meinem Freund.

### **Konntest du offen zeigen, dass du auf einmal viel mehr Geld zur Verfügung hast als deine Freundinnen?**

Nein, ich musste das Geld heimlich ausgeben – offiziell war ich ja noch das arme Schulmädchen. In Wirklichkeit habe ich damals viel verdient: Von den 200 Euro, die der Sex pro Stunde kostete, konnte ich die Hälfte behalten. Am Wochenende habe ich so etwa 600 Euro pro Nacht verdient und mir viele typische Mädchensachen davon gekauft: Schmuck, CDs, Schuhe. Ich habe auch die Freiheit genossen, einfach mal in ein schickes Hotel gehen zu können, für 50 Euro zu essen und dann noch zehn Euro Trinkgeld zu geben.

### **Mit anderen Worten: Du hast deine Einsamkeit mit Geld kompensiert.**

Ich habe damit vieles kompensiert: Dass ich meine Erlebnisse mit niemandem teilen konnte, dass ich meine Eltern und Freunde belügen musste; auch die Einsamkeit. Wobei ich mich damals weniger einsam gefühlt habe als heute.

### **Du studierst heute in Hamburg, bist noch immer Prostituierte – aber nicht mehr im Bordell, sondern als Selbständige. Hast Du auch Studenten als Kunden?**

Ich versuche, es zu vermeiden. Ich will nicht, dass mich jemand von der Uni so sieht. Die Männer nehmen über das Internet Kontakt zu mir auf, da erfahre ich meist schon einiges. Mein Durchschnittskunde ist Anfang 30 und verheiratet. Meist sind es Mittelständler und Geschäftsleute, aber ich habe auch einen mehrfachen Millionär als Stammgast, der mich immer in teure Hotels einlädt. Es sind auch wirklich nette Männer dabei: Die haben ihre Frau verloren und suchen nur nach Zärtlichkeit. Die tun mir sogar ein bisschen leid.

### **Im Unterschied zu früher kommen die Freier jetzt zu dir nach Hause. Was hat sich dadurch verändert?**

Es gibt kein Vorspiel, keinen Sekt, keine Unterhaltung, kein gedimmtes Licht. Der Lifestyle-Faktor fehlt: Im Bordell waren interessantere Leute, mehr Luxus. Heute ist das abgestumpft. Ich bin auch sehr sensibel geworden: Wenn meine Kunden vorbeikommen, ziehe ich vorher ein zweites Bettlaken auf. Sonst ekle ich mich zu sehr, wenn ich später ein Schamhaar oder andere Spuren in meinem eigenen Bett entdecke. Früher hat mich das nie so gestört.

### **Der Reiz ist verschwunden.**

Es ist pure Arbeit. Am schlimmsten ist es, dass die Männer denken, ich hätte dabei wirklich Spaß. Dieses Orgasmus-Vortauschen finde ich widerlich.

### **Du ekelst dich also weniger vor deinen Kunden als vielmehr vor dir selbst?**

Es ist eine Mischung aus beidem. Aber ja, ich ekle mich auch vor mir selbst, vor der Lächerlichkeit des Augenblicks. Vor meinem und vor seinem Stöhnen. Vor Fragen wie »Gefällt es dir, wie ich dich ficke?« Das ist so kränkend. Da kauft dich jemand, da kauft jemand alles.

### **Mit wem kannst du darüber reden?**

Ich habe niemanden. Das ist hart, gerade bei einem Job, der dich so emotional berührt. Dazu kommen die ständigen Lügen: Immer muss ich aufpassen, dass ich mich nicht verhaspelt. Ich spiele also nicht nur vor den Männern eine Rolle – sondern auch in meinem richtigen Leben: Das ist ein grauenvolles Gefühl, ein Sumpf aus Scheiße. Die Lebenslust lässt nach.

### **Wie hältst du das aus?**

Ich denke an das Geld, das ich verdienen werde. Ich sehe beim Sex ein imaginäres Dollarzeichen vor meinem Auge und

stelle mir die Sachen vor, die ich mir bald kaufen werde – und kann dann weiter durchhalten, zumindest für diese eine Stunde. Gleichzeitig denke ich aber:



Oh Gott, du musst damit aufhören!

### **Warum tust du es nicht einfach?**

Ich bekomme von meinen Eltern 650 Euro im Monat, 400 davon gehen für die Miete drauf. Da bleibt nicht genug zum Leben übrig.

### **Es gibt auch noch andere Jobs.**

Wenn du einmal 100 Euro pro Stunde verdient hast, stellst du dich nicht mehr für 8,50 Euro Stundenlohn hinter die Theke in der Eisdiele. Dafür muss man schon verdammt charakterstark sein. Nach dem Sex finde ich es übrigens auch viel weniger schlimm: Wenn ich erst mal geduscht und die Laken gewechselt habe, ist es wieder okay.

### **Hast du privat noch Sex?**

Mit wem? Dieser Job ist nicht mit einer Beziehung vereinbar, wie sich gezeigt hat. Mein Freund hat durch Zufall herausgefunden, womit ich mein Geld verdiene, und Schluss gemacht. Ich schäme mich, dass ich nicht stärker bin und mein Leben ändere.

### **Du willst also aussteigen – verkaufst dich aber dennoch weiter.**

Ich hoffe, irgendwann den Ausstieg zu finden. Jetzt freue ich mich aber erst mal auf meinen nächsten Termin morgen.

### **Du freust dich?**

Ja, es ist der Millionär. Er holt mich mit seinem Mercedes ab. Ich freue mich auf den Glamour – das ist dann ein wenig so wie früher. ■

*Der Name der Studentin wurde von der Redaktion geändert.*

# Schwerpunkt: Umkämpfte Räume

Europas Großstädte verändern sich. Da die Mieten steigen, geraten alternative Wohn- und Arbeitsräume unter Druck; junge, kreative und sozial schwache Bewohner sehen sich an den Rand gedrängt – doch der Widerstand wächst.

## 56 **Besetztzeichen**

Hausbesetzungen haben in Hamburg Tradition. Eine Übersicht

## 60 **Ruhe vor dem Sturm**

Hat die Rote Flora eine Zukunft? Eigentümer Klausmartin Kretschmer im Interview

## 68 **»Hilfe! Ich dachte, das wäre legal!«**

Unsere Kolumnistin versucht sich als Hausbesetzerin – bis die Polizei kommt

## 74 **Eine Frage der Leere**

Europaweit steht Wohnraum leer – die Hausbesetzerszene erlebt ein Comeback

# Besetzzeichen

In Hamburg haben Hausbesetzungen **Tradition**. Ein Blick in die Geschichte.

Zusammengestellt von Florian Diekmann / Illustrationen Alexander Makarov



## Die Mutter des Häuserkampfes Hafenstraße, St. Pauli

**AUSGANGSLAGE** Der Stadt Hamburg gehören zwölf marode Altbauten in Premiumlage direkt am Hafensrand. 1981 sollen sie abgerissen und die Grundstücke meistbietend verkauft werden. Ein guter Platz für Prestigebauten und Luxuswohnungen.

**ESKALATION** Linke und Spontis besetzen die Häuser im selben Jahr. Der SPD-Senat erfindet den Begriff des »rechtsfreien Raums« und tut alles, um diesen zurückzuerobern: Bilder von Polizisten in Kampfmontur, Wasserwerfern, brennenden Barrikaden und Straßenschlachten erheben die Hafenstraße bundesweit

zum Symbol des militanten Häuserkampfes. Der Senat erringt nur Pyrrhussiege: Zwar gelingt es, einzelne Häuser zu erobern, doch der Konflikt lodert weiter – mehrmals steht die Hamburger Regierung vor dem Aus. Ende 1987 wird das Kriegsbeil begraben, die Häuser 1996 für etwa eine Million Euro an die Besetzer verkauft.

**STATUS** Inzwischen sind alle Häuser saniert, sogar ein Neubau wurde errichtet. Ringsherum hat sich St. Pauli dramatisch verändert: Neue Bürotürme und Edelwohnquartiere, wo früher Altbauten standen. Zuletzt machen die Hafenstraßen-Bewohner von sich reden, als sie dem AKW-Betreiber Vattenfall für ein paar tausend Euro die Erlaubnis erteilen, die Fernwärmeleitungen aus seinem umstrittenen Kohlekraftwerk Moorburg unter den Grundstücken zu verlegen.

**AUSBlick** Die Besetzer-Genossenschaft schlägt sich mit typischen Eigentümer-Problemen herum: Kommen die Mieten rechtzeitig, fühlt sich jemand von Lärm belästigt, wer organisiert die Hof-Feste? Und was tun mit der Vattenfall-Kohle?



## Die permanente Revolution Rote Flora, Schanzenviertel

**AUSGANGSLAGE** 1988, gerade haben sich die Wogen um die Hafenstraße geglättet: Musical-Produzent Friedrich Kurz reißt den 100 Jahre alten Theaterbau am Schulterblatt bis auf den Eingangsbereich ab, um dort eine Spielstätte für sein »Phantom der Oper« zu errichten. Anwohner und Autonome fürchten Mieterhöhungen im Viertel; Folge sind Platzbesetzungen und Anschläge auf die Baustelle. Kurz gibt auf und baut an der Holstenstraße seine »Neue Flora«.

**ESKALATION** Ende 1989 wird die verbliebene Eingangshalle – die Flora in ihrer heutigen Form – für besetzt erklärt und dient seitdem im Selbstverständnis der Besetzer als »kulturelles und politisches Stadtteilzentrum«. In den Neunzigern folgen zahlreiche Scharmützel mit Polizei, Bezirk und Senat, aber auch innerhalb der linken Szene. Im Bürger-schaftswahlkampf 2001 kündigt »Richter Gnadenlos« Ronald Schill die rücksichtslose Räumung an. Im Angesicht der drohenden Niederlage verkauft der

rot-grüne Senat die Flora für 190.000 Euro an den Immobilienunternehmer Klausmartin Kretschmer und schlägt Schill so das Streichholz aus der Hand.

**STATUS** Einst das gefühlte Zentrum des Viertels, blieb die Flora eine Trutzburg der Linksautonomen. Inmitten eines turbogentrifizierten Schanzenviertels wirken die in verlässlicher Regelmäßigkeit stattfindenden Après-Demo-Straßenschlachten inzwischen seltsam deplatziert. Kein Florist, mit Ausnahme des Sprechers, verrät seinen Namen, das »offene Zentrum« wirkt eigentlich nur einladend, wenn es um dessen Finanzierung geht – bei Konzerten und Partys. Den Galäotrinkern gegenüber hängen die Floristen unermüdlich selbstgestaltete Politposter in die Sichtachse.

**AUSBlick** Die Flora ist mehr denn je ein Symbol linksautonomen Stolzes – und birgt erhebliche Sprengkraft: 2011 enden die vertraglichen Fesseln Kretschmers für einen lukrativen Verkauf. Spätestens dann ist eine Hafenstraße 2.0 denkbar: Die Gerüchte um einen vorzeitigen Verkauf verdichten sich (siehe Interview auf Seite 60).



KOMM  
IN DIE  
GÄNGE

**Everybody's Darling**  
Gängeviertel, Neustadt

**Künstler, Künstler, du musst wandern**  
Frappant, Altona

**AUSGANGSLAGE** Jahrelang stehen das ehemalige Karstadt-Kaufhaus (»Frappant«) und der Laden- und Bürokomplex »Forum« in Altona leer. 2003 ziehen erste Künstlerinitiativen legal ins Forum ein und verleihen der Fußgängerzone ein paar Farbtupfer. 2009 beginnt die Forum-Sanierung, ein über 100-köpfiges Künstlerkollektiv zieht in das Frappant.

**ESKALATION** Noch im selben Jahr kauft IKEA das Frappant, um hier sein erstes Innenstadthaus zu errichten. Trotz abgestellter Heizungen harren die Künstler selbst im Winter aus. Vergeblich werben sie für ihr Konzept eines Stadtteilhauses und warnen vor der Kottbullar-Offensive. Doch weder sympathische Happenings noch ein drohender Autobahnzubringer halten die Altonaer davon ab, per Bürgerentscheid den IKEA-Plänen in nahezu sozialistischer Geschlossenheit zuzustimmen.

**STATUS** Die Künstler müssen weichen; sie finden bis März 2011 eine Bleibe in der ehemaligen Viktoria-Kaserne. IKEA wird das Frappant abreißen und einen noch größeren Kasten bauen.

**AUSBlick** Das Gleisdreieck beim Altonaer Bahnhof soll neue Heimat der Künstler werden. Doch Geduld ist gefragt: Frühestens 2012 ist eine Erschließung geplant – wenn überhaupt.

**AUSGANGSLAGE** Im Jahr 2009 geht es wieder um zwölf marode Altbauhäuser – diesmal in der Neustadt. Sie gehören der Stadt und sollen großteils abgerissen werden, um Platz für Bürobauten zu schaffen. Rund 200 Künstler sehen im Gängeviertel hingegen den perfekten Ort für Ateliers, Galerien und Clubs.

**ESKALATION** Die Besetzung ist generalstabsmäßig für den 22. August 2009 vorbereitet, inklusive gefälligem Logo (»Komm in die Gänge«) und als harmloses Sommerfest getarnt. Vorab hatte man sich die Sympathie ausgerechnet der lokalen Springer-Presse und die Schirmherrschaft des Hafenstrassengestählten Malers Daniel Richter gesichert. Man hofft auf ein Einschreiten der Polizei und drastische Bilder des ungleichen Kampfs zwischen Staatsmacht und friedlichen Künstlern. Die Stadt will erst einmal reden.

**STATUS** Den Kampf um die Meinungshoheit – liebenswürdige Kreativität gegen anonyme Bürohäuser – kann die Stadt nicht gewinnen. Sie findet Investor Hanzevast mit 2,8 Millionen Euro ab – und kann sich des Beifalls der Bevölkerung sicher sein: Abends strömen Scharen von Hipstern zu Ausstellungen oder Partys, tags flanieren ältere Herrschaften mit getönten Haaren durch das historische Ensemble.

**AUSBlick** Details werden noch verhandelt, sicher ist aber: Gebäude und Gängeviertel bleiben als Künstlerort erhalten.

Zurück in der Uni!

Auf einen großartigen Sommer folgt ein erfolgreiches Wintersemester!



Anja Regel  
Timo Hempel  
Dennis Wist  
Johanna Tenzi  
Daniel Oetzel  
Sören Falke  
Katharina Mannich  
Aida Goighazi  
Sebastian Naujoks  
Aybike Yildirim  
David Fische

Das wünschen wir allen Studierenden der Uni Hamburg. Während viele von Euch gerade den Weg zurück vom Strand in die Uni finden mussten, haben wir in der vorlesungsfreien Zeit weitergearbeitet.

So haben wir uns weiterhin für die Verbesserung des BA./MA. Systems eingesetzt und die Kampagne „Ich-gegen-Studiengebühren“ für ein gebührenfreies Studium vorangebracht. Ein Studienfinanzierungsreader ist im September erschienen und weiter ausgearbeitet wurden ein Curriculum zum Thema Studienbedingungen mit Studierenden und Professoren, sowie die Netzwerkverbindung zum LI (Landesinstitut für Lehrerausbildung).

Wie immer war unser Team auch über die Ferien mit Beratung für euch da und hat das Info Cafe und den Recyclingshop für alle Hiergebliebenen offen gehalten.

Eine umfangreiche Orientierungswoche für alle Erstsemester wurde geplant und die freiKarte, mit der alle Erstis drei Monate lang kostenfrei Hamburgs kulturellen Einrichtungen besuchen können, vorgestellt. Wir hoffen sie bereitet Euch so viel Spaß, wie sie uns bereitet hätte.

Das Leben auf dem Campus wird auch in den nächsten Semestern durch zahlreiche Aktionen, sowie Theater und Kinoveranstaltungen, aber auch Soziales Engagement, wie weitere Blutspenden Aktionen, von unseren Referenten wieder vielfältig gestaltet.

Wenn ihr Lust habt mitzumachen, eigene Ideen einbringen und umsetzen wollt, oder euch noch mehr informieren wollt meldet euch gerne

[www.asta-uhh.de](http://www.asta-uhh.de)

oder kommt einfach vorbei.

# Ruhe vor dem Sturm

Die Spekulationen über das umstrittenste Gebäude der Stadt reißen nicht ab: Ein Verkauf der **Roten Flora** im Schanzenviertel könnte bevorstehen. Jetzt spricht ihr Eigentümer über seine Pläne.

**E**s schlägt, kracht und scheppert auf der Hafencity-Baustelle. Auch am benachbarten Oberhafen ist der Lärm deutlich zu vernehmen. Doch hier, auf dem Gelände zwischen Großmarkt und Norderelbe, gibt es keine Design-Würfel, keine Büroneubauten mit Tausenden Quadratmetern Leerstand. Hier dominieren verwaiste Lagerhallen und das gepflegte Nichts.

Am Rand der Brachfläche, nahe den Deichtorhallen, steht die Oberhafenkantine: Früher war das windschiefe Lokal eine Art Wärmestube für Hafenarbeiter. Heute wartet hier **KLAUSMARTIN KRETSCHMER**, ein Immobilienkaufmann, der sich »Kulturinvestor« nennt. Neben der Kantine gehört ihm auch die Rote Flora – ein **UNBEQUEMER BESITZ**. Kretschmer kann das besetzte Haus zu Geld machen, zumindest theoretisch.

In letzter Zeit wurde viel über einen möglichen **VERKAUF DER FLORA** spekuliert – zu diesem und anderen Themen wird der Investor heute Stellung beziehen. Das Interview soll in seinem »Think Tank« stattfinden, ganz in der Nähe. Unser Weg führt über stillgelegte Güterbahngleise und Gestrüpp; in der Umgebung rotten langgezogene Schuppenreihen vor sich hin. Und dann ist da noch ein alter Backsteinbau, die ehemalige Bahnmeisterei. Kretschmer nennt den Kasten »Lands End« – der 52-Jährige mag es symbolträchtig.

Als sich eine Tür im Obergeschoss öffnet, blendet der schneeweiße Glanz der Wände. Da sind mannshohe Kerzenständer, vier monumentale Säulen prägen den Raum. Kretschmer nimmt auf einem antiken Sessel Platz, golden schimmern die Armlehnen und rot das edle Polster. Der Kaufmann erweist sich als hellwach, vorbereitet und erwartungsfroh. Mit den Händen umspielt er sein Handy – das geschätzte zehn Jahre alt ist.



Foto: Reuters / Christian Charistius

Streitobjekt Rote Flora: »Ich hatte die Hoffnung, dass mit dem schwarz-grünen Senat Bewegung in die Sache kommt – aber das ist nicht passiert.«

Text Nik Afanasjew, Dominik Betz & Florian Diekmann

## Herr Kretschmer, wollen Sie die Rote Flora verkaufen?

Darum geht es mir nicht. Ich möchte die Art der Nutzung wandeln. Im Kaufvertrag mit der Stadt steht der Begriff »Stadteilkulturzentrum«. Das ist die Flora im Moment nicht, im Gegenteil: Sie spaltet sich ab und ist im Stadtteil isoliert. Es kommen auch keine Ideen von dort. Ein bisschen Gemüse kochen und Fahrräder reparieren sind nicht die Dinge, die ich mir erhofft hatte. Doch nicht einmal das leistet die Flora wirklich. Versuchen Sie doch, mit einem Platten dahin zu gehen, und dann schauen Sie mal, ob Ihnen geholfen wird!

**Das kann Sie nicht wirklich überraschen. Im Jahr 2001, als Sie die Flora von der Stadt für 370.000 Mark erwarben, war die Nutzung die gleiche wie heute.**

Als ich die Flora erwarb, habe ich keinerlei Forderungen gestellt. Ich wollte in Ruhe an die Sache rangehen und schauen, was dabei herauskommt. Geld stand für mich nicht im Vordergrund, es war ein Experiment mit ungewissem Ausgang. Aber ich sehe keine positive Entwicklung. Jede Form von Geduld ist endlich, und in meinen Augen gibt es für die Flora derzeit mehrere Optionen.

## Gibt es die von Ihnen publik gemachte Offerte über 19 Millionen Euro?

Ja, hierüber gibt es ein notarielles Kaufangebot.

**Ist das nicht ein im Grunde wertloses Angebot, weil im Kaufvertrag hohe Hürden für einen Verkauf festgeschrieben sind? Es heißt, Sie müssten jeden Gewinn aus der Flora an die Stadt abführen.**

Auch hier liegen Sie falsch, es gibt keine großen Hürden. Die Frist von zehn Jahren, in der die Stadt ein Vetorecht hat, läuft am 26. März 2011 aus. Dann kann



Fotos: DDP/Roland Magunia, Moritz Pehler, bildarchiv-hamburg.de, Florian Schüppel

Zaunlatte oder Latte Macchiato: Dem friedlichen Schanzenidyll stehen regelmäßig Auseinandersetzungen gegenüber. »Die Räumung der Flora wäre möglich; ich habe das Recht auf meiner Seite.«

ich machen, was ich will. Einzige Einschränkung: Falls die Flora nicht weiter kulturell genutzt wird, müsste der Differenzbetrag der Verkehrswerte zwischen einer kulturellen Nutzung und einer dann anderen an die Stadt abgeführt werden. Der Marktwert liegt jedoch erheblich über dem Verkehrswert.

*Der Verkehrswert einer Immobilie variiert je nach Nutzung: Bei der Roten Flora liegt er bei geschätzten 1,3 Millionen Euro – allerdings nur, solange sie als Kultur- einrichtung genutzt wird. Wird sie von einem Käufer etwa in ein Bürogebäude umfunktioniert, steigt dieser Wert. Ein Rechenbeispiel: Wenn die Flora – umgewandelt in eine Gewerbeimmobilie – mit 2,0 Millionen Euro bewertet wird, müsste Kretschmer 0,7 Millionen an die Stadt zahlen. Als »Liebhaberobjekt« kann er den Bau aber weitaus teurer verkaufen – womit die Flora zum Spekulationsobjekt wird.*

**Der neue Besitzer könnte auch die Stadt Hamburg sein. Damit würden Sie jedem Rechtsstreit aus dem Weg gehen. Wieso ließen Sie die mit der Stadt zuvor einvernehmlich vereinbarten Verhandlungstermine wiederholt platzen?**

Ich habe die Termine abgesagt, weil mir erstens keine adäquaten Ansprechpartner zur Verfügung gestellt wurden und zweitens eine Vertraulichkeit der Gespräche nicht gewährleistet war, da die Termine samt Gesprächsthema wiederholt vorab an die Presse gegeben wurden. Ich fühle mich von der Stadt nicht anständig behandelt – die Politiker weigern sich zu entscheiden, wer zuständig ist. Ich hatte die Hoffnung, dass mit dem schwarz-grünen Senat Bewegung in die Sache kommt – aber das ist nicht passiert. Dabei entspricht die Nutzung der Flora nach wie vor nicht dem, was im Kaufvertrag steht.

»Bislang spiele ich im Zusammenhang mit der Flora nur eine Rolle: die der Kreditkarte!«

**Das könnten Sie auch mit einer weiteren Option durchsetzen: der Räumung.**

Möglich wäre es zumindest – ich habe das Recht auf meiner Seite. Aber mit den Folgen wäre niemand zufrieden: Polizeieinsätze, Eskalation, Ausschreitungen. Abgesehen davon könnte die Räumung viel mehr kosten als ein Rückkauf. Denken Sie an einen vergleichbaren Fall in Kopenhagen: Hier wurde im März 2007 ein alternatives Zentrum geräumt – letztlich wäre es billiger gekommen, eine friedliche Lösung zu suchen.

*Die Geschichte des »Ungdomhuset« (Jugendhaus) weist Parallelen zum Fall Flora auf. Auch hier verkaufte die Stadt das Gebäude an einen Investor – hinter dem die rechtskonservative Sekte »Vaterhaus« stand. Eine Anti-Terrorereinheit räumte auf martialische Weise, monatelange Kravalle waren die Folge. Ironische Fußnote: Heute gibt es ein neues »Ungdomhuset« – gratis zur Verfügung gestellt von der Stadt Kopenhagen.*

**Die Politik fühlt sich durch Ihr Agieren provoziert. Ihre Wunschlösung wäre doch: Die Stadt kauft die Flora zurück.**

Ich bin in einer komfortablen Situation, stehe nicht unter Zeitdruck. Nein, das

Problem liegt auf Seiten der Stadt – offenbar wird befürchtet, dass ich die Flora zum Höchstgebot verkaufen möchte.

**Und doch drängen Sie auf Veränderung. Wie geht es also weiter?**

Der Ausweg ist zuallererst eine vernünftige Kommunikation mit mir. Man muss auch sehen: Die Rolle, die ich bislang in Zusammenhang mit der Flora spiele, ist die der Kreditkarte! Ich zahle jedes Jahr ca. 20.000 Euro für die Flora. Grundsteuern, Versicherungsbeiträge, Straßenreinigung und Schneeräumdienst. Aber die Flora kostet mich noch viel mehr: Da ich solch ein Risiko-Objekt besitze, verlangen die Banken für alle Kredite Risikoaufschläge. Die Kosten hierfür summieren sich inzwischen auf einen siebenstelligen Betrag. Darüber will ich reden, und es sind viele Lösungen denkbar: Der Verkauf, der Tausch gegen ein anderes Gebäude, Schadenersatz oder noch ganz andere Ansätze.

**Wie sollte die Flora Ihrer Meinung nach denn genutzt werden?**

Ideen gibt es viele. Es muss nur gewährleistet sein, dass die Lösung im Sinne der Stadtteilkultur ist. Das kann ein integratives Zentrum sein, eine soziale und psychologische Beratung, ein Kindergarten, eine Schule oder ein Spielhaus. Ich will da nicht zu viel vorgeben, schließlich

wohne ich selbst gar nicht im Stadtteil. Aber es geht darum, die Kraft der jungen Menschen sinnvoll umzuleiten.

**Sie plädieren also eher für eine soziale als für eine kulturelle Nutzung. Wie wollen Sie Ihre Option drei – den Nutzungsvertrag – eigentlich durchsetzen? Die Besetzer reden nicht mit Ihnen.**

Das stimmt. Die »Floristen« sind intolerant, nicht an Kommunikation interessiert. Ich dulde sie aus einem Freiheitsgedanken heraus. Aber die Art, wie hier Kommunikation verweigert wird, ist für alle Seiten kontraproduktiv.

**Als Reaktion auf Ihre öffentlichen Dankenspiele ließen die »Floristen« verlauten, dass Sie sich »Gedanken um den Fortbestand« Ihrer Projekte machen sollten. Werden Sie auch persönlich bedroht?**

Dazu möchte ich nichts sagen.

**Überrascht es Sie wirklich, als Ergebnis Ihrer Flora-Aktivitäten auf Ablehnung zu stoßen?**

Meiner Ansicht nach ist es schon grober Undank, wenn man nach so vielen Jahren der Duldung keine Kommunikation ermöglicht und dann auch noch solche Zeilen verfasst.

**Sie klingen sehr ungeduldig – können Sie sicher sein, dass die Zeit, in der die Flora in der heutigen Art und Weise genutzt wird, bald abläuft?**

Zeit ist immer begrenzt. Vor 100 Jahren gab es die Flora in dieser Form nicht, und in 100 Jahren wird es sie in dieser Form nicht geben.

*31. Oktober 2009: Genau 20 Jahre sind seit der Flora-Besetzung vergangen – heute wird Jubiläum gefeiert. Vor der Tür drängen sich auffallend junge Partygänger, einige zünden Böller an – Freudenschüsse für den Freiraum. An der Kasse wird Geld genommen, natürlich solidarisch, dafür gibt es Gratis-Anstecker mit Zecken-Motiv. Das Gebäude, Teil eines historischen Revuetheaters, platzt aus allen Nähten,*



Fotos: Annika Börm

Original und Fälschung: Die Oberhafenkantine und ihr hölzerner Nachbau – Klausmartin Kretschmers »Trojanisches Pferd für Ideen«

riment, bei dem Erfolg und Misserfolg nicht mit gängigen Maßstäben bewertet werden. Meine Faszination gilt Heterotopien. Michel Foucault hat diesen Begriff geprägt; er beschreibt damit Orte, die nach eigenen Regeln funktionieren und die Möglichkeit schaffen, Ideen zu spiegeln und zu entwickeln – auch solche, die sich an den gesellschaftlichen Normen reiben. Die Flora ist ein Objekt mit unheimlich hoher Energie, egal was dort gerade geschieht. Auch kriminelle Energie ist Energie. Ich habe gehofft, dass von dort Ideen kommen, die unsere Gesellschaft nach vorne bringen, sozial oder kulturell. Ein kritischer Wirtschaftsansatz etwa hat mich schon immer sehr interessiert: die Frage, wie das Geld durch die Gesellschaft fließt und wie man diesen Fluss gerechter gestalten kann, damit er nicht auf ständigem Wachstum und dem Zinseszins aufgebaut ist. Ich wollte geistigen Mehrwert. Aber da kam nichts!

*Schweiß tropft von der Decke. Zumindest an diesem Tag kann niemand der Flora vorwerfen, sie sei im Viertel isoliert. Im Hauptraum findet eine Tombola statt, zu gewinnen gibt es Gutscheine für Fairtrade-Kaffee und einen Anti-Gentrifizierungsfilm auf DVD. Die Moderatorin schreit: »Wer hat noch revolutionären Geist? Wer will die geilen Preise gewinnen?« Einige Gäste gucken irritiert, anderen scheint es egal. Dann setzt der Dancehall-Bass wieder ein, die Party geht weiter.*

*In der Nacht zum 5. Dezember 2009 ereignet ein Anschlag auf die Polizeiwache 16 an der Lerchenstraße Aufsehen: Zwei Streifenwagen gehen in Flammen auf. Die Täter möchten laut Bekennerschriften an den Tod eines Griechen erinnern, der im Jahr zuvor von der Athener Polizei erschossen wurde. Nebenbei wird für den Fall einer Flora-Räumung mit Gewalt gedroht. Sollte dies geschehen, werde »ein munteres internationales Völkchen aus allen Ecken Europas für eine fulminante unvergessliche Erfahrung sorgen«.*

**Wir verstehen das nicht ganz. Die Flora hat sich in den letzten zehn Jahren nicht geändert. Wenn Ihnen die Flora, wie sie ist, nicht gefällt, und es Ihnen beim Kauf nicht um das Geld ging, wovon dann? Was haben Sie sich von Ihrem Engagement erhofft?**

Es gab keinen festen Plan, ich bin ein »Homo Ludens« und probiere gern Dinge aus. Ich sehe die Flora als Sozialexpe-

**Ihre Erwartungen an die Flora klingen recht abstrakt.**

Es geht im Kern darum, dort positive Kräfte zu mobilisieren. Dafür gibt es konkrete Beispiele: etwa das Gängeviertel. Aber auch kleine Ideen können viel verändern. Das kann etwas zunächst Banales sein. Nehmen Sie zum Beispiel die Oberhafenkantine und deren Replika...

**DAS TAXI**  
Taxen ★ Kuriere ★ Stadtlogistik  
**22 11 22**  
**das-taxi.de**  
Taxischein ★ Ausbildung ★ Job



Von der Eleganz der Hafencity (links) ist auf dem brachliegenden Gelände am Oberhafen noch nichts zu spüren. Hier soll Kretschmers »kreatives Biotop« entstehen.

### Sie meinen den Nachbau des historischen Gebäudes, den der Hamburger Künstler Thorsten Passfeld aus Abfallholz errichtet hat?

Ja, genau. Erst habe ich es gegen viele Widerstände geschafft, den Erhalt der Oberhafenkantine durchzusetzen. Die Kantine ist ein Ort mit Energie, und sie scheint nicht hineinzupassen in das moderne Konzept der Hafencity. Also habe ich das Gebäude als exakte, leicht zu transportierende Kopie nachbauen lassen. Zuerst stand die Replika nur 100 Meter vom Original entfernt in der Hafencity. Dann habe ich den Bau auf Reisen geschickt; bis 2011 ist er in Berlin zu sehen, weitere Stationen sollen folgen. Diese »Oberhafenkantine 2« ist mein hölzerner Botschafter – sie zeigt, dass auch andere Gegenden infiltriert werden können, und sie dient als ein Trojanisches Pferd für meine Ideen rund um die Nutzung des Geländes, auf dem wir uns befinden.

*Das ausladende Brachland und Hamburgs neues Reichenghetto Hafencity: Beide Orte gehören stadtgeschichtlich zusammen und vertragen sich doch so wenig wie das Donnern der vorbeirollenden Züge mit dem leisen Rauschen der Elbe. Kretschmer sieht sich als Visionär, der Denkanstöße gibt. Er hat eine Idee, was aus dem maroden Gelände zwischen Oberhafenkantine und Elbbrücken werden soll. Er hat auch einen Namen dafür: »Oberhafencity«.*

### Ihnen gehört ja auch der Brandshof bei den Elbbrücken, am anderen Ende des Geländes. Was haben Sie dort vor?

Am Brandshof arbeiten schon lange Künstler. Ich habe dort einzelne Grundstücke erworben, dazu gehört unter anderem eine historische Lagerhalle mit mehr als 10.000 Quadratmetern Fläche. Aber meine Ideen für das Gelände gehen viel weiter: Hier, zwischen Oberhafenkantine und Brandshofer Deich, wird ein kreatives Biotop entstehen, die



Fotos: Elbe & Flut / HafenCity Hamburg (4), Moritz Piehler (1)

Auch die Stadt hat Pläne für das »Quartier Oberhafen«: »Im aktuellen Masterplan finden sich meine Ideen zu 100 Prozent wieder«, so Kretschmer.

»Oberhafencity«. Hier stehen alte Lagerhallen, die aufgeteilt werden können, zudem lässt sich günstiger Wohn- und Arbeitsraum schaffen: 500 Euro für 150 Quadratmeter, ein Bereich zum Wohnen, ein Atelier, und davor ein Garten.

*Am »Brandshof« war einstmal Deutschlands größte Binnenschiffreederei zu Hause. Viel Backstein, viel Platz, Gewerbegebiet-Romantik und Pflastersteine. Kretschmer stellt Künstlern Raum zur Verfügung, manche wohnen auch am Brandshof. Was halten die Mieter vom träumenden Investor? Bekannt ist, dass einzelne Bewohner mit Klausmartin Kretschmer im Clinch liegen, sie sehen sich von Mietsteigerungen und seinen Plänen bedroht. Ortsbesuch: Ein junger Mann mit viel Bart und sichtbar ungesunden Schlafgewohnheiten werkelt an einem Bild. Was er von Kretschmer halte, was dieser anstrebe? »Die Weltherrschaft, nur die Weltherrschaft!«, antwor-*

*ter der Künstler und lacht. Dann, wieder ernst, fügt er hinzu: »Ich kann auch nicht einschätzen, ob er einer von den Guten ist oder nicht.«*

### Übersteigt dieses Projekt nicht Ihre Möglichkeiten?

Ich kann und will die geplante Oberhafencity ja nicht selbst entwickeln. Ich möchte Denkanstöße geben. Und es geht voran: Im Sommer wurde der überarbeitete »Masterplan« Hafencity vorgestellt; darin finden sich meine Ideen zu 100 Prozent wieder, auch wenn noch keine Details festgelegt sind. Wir haben hier die einmalige Möglichkeit, mit dem neuen Quartier einen Gegenentwurf zur Hafencity zu entwickeln. Ein notwendiges Korrektiv, denn dort gibt es kaum Platz für Kultur – Feigenblätter wie »Kunst am Bau« mal ausgenommen. Ich sehe die »Oberhafencity« als Eldorado für Kulturschaffende. Ein Traum, der nun Wirklichkeit wird. ■

# »Hilfe! Ich dachte, das wäre **legal!**«

Holland rückt nach rechts: Das Besetzen leerer Häuser wurde bislang toleriert, doch seit Oktober drohen Räumung und **Haft**. Auch unsere Autorin wollte umsonst wohnen – bis die Polizei kam.

Ein Tagebuch von Hieke van der Vaart  
Fotos Claudius Schulze

## 15. März 2009

Ich stehe bald auf der Straße. Schon wieder. Die Bewohner des Hippie-Hauses, das seit drei Monaten mein Zuhause ist, kommen bald aus ihrem Winterrefugium in Brasilien, meine Mitbewohner und ich müssen uns eine neue Bleibe suchen. Das wird mein fünfter Umzug in vier Jahren – Studenten in Amsterdam müssen bei der Wohnungssuche flexibel sein. Auch meine Schwester und viele meiner Freunde sind auf der Suche: Auf ein Zimmer im Studentenwohnheim wartet man laut niederländischem Studentenverband LSVb durchschnittlich 18 Monate. Mein Freund Thomas meinte, wir sollten »kraken«. So nennen wir Holländer das Besetzen von Häusern: kostenlos wohnen und dabei ein politisches Zeichen setzen. Gegen die Stadtregierung, Wohnungsge-

sellschaften, den globalen Kapitalismus. Thomas ist Franzose und begeistert, dass »Kraken« in den Niederlanden seit 1971 mehr oder weniger legal ist. Damals gab es ungefähr 2000 besetzte Häuser in Amsterdam. Heute sind davon noch 200 übrig. Thomas hat sich schon ein Haus ausgeguckt; es ist seit über einem Jahr unbewohnt. So lange muss eine Immobilie mindestens leerstehen, wenn man sie legal besetzen möchte. Allerdings können wir nicht einfach hingehen und die Türen aufbrechen – vor Ort sieht alles solide aus. Und was, wenn die Nachbarn denken, wir wollen einbrechen? Wir brauchen Hilfe von Profis. Die »Kraker« haben ein Büro in der Stadt, es gibt sogar eine Anlaufstelle für wohnungslose Studenten: die »Krak-Sprechstunde«.

## 17. März

Wir gehen ins Besetzer-Büro, etwas aufgeregt. Was werden wir vorfinden? Wilde Punks? Radikale Anarchisten? Sind



In der »Krak-Sprechstunde« bekommen angehende Hausbesetzer wertvolle Auskünfte. Der Zettelkasten informiert darüber, wo in Amsterdam derzeit ungenutzter Wohnraum leersteht.

wir zu brav angezogen, nicht alternativ genug? Unsere Sorgen sind unbegründet: Das Büro ist gemütlich. Es gibt kostenlosen Kaffee, vegetarisches Chili und Bier für einen Euro. Die Berater sind Studenten wie wir. Laut Besetzungs-Experte Wessel sollen wir erst mal herausfinden, ob unsere zukünftige Behausung vermietet ist. In diesem Fall könnte der Mieter uns verklagen und sein Haus räumen lassen. Das Objekt unserer Begehrde steht zwar leer, ist aber nagelneu.

Im Internet finden wir heraus, dass es einen Mieter gibt. Leider. Damit ist die Aktion vorerst gestorben, denn wir haben Angst, verklagt zu werden. Wer verurteilt wird, muss horrenden Strafen zahlen. Verrückt: Die Stadt ist voll von leerstehenden Häusern, und Tausende Studenten finden trotzdem keine Unterkunft.

## 1. April

Im Besetzer-Büro hat man uns von einem anderen Haus erzählt. Hier wurden ehemalige Sozialwohnungen an eine Immobiliengesellschaft verschertelt. Jetzt sollen die frisch renovierten Wohnungen verkauft werden – ein klassischer Fall. In der Nachbarschaft regt sich Widerstand, an einigen Häusern hängen kritische Banner: Sozialwohnungen sollten für sozial Schwache da sein, nicht für Yuppies. Wenn's gegen Yuppies geht, bin ich dabei. Als Studentin brauche ich ein bezahlbares Zimmer. Aber diese Wohnungen sollen 249.000 Euro kosten, bei 65 Quadratmetern Größe! Diese Preise wecken heiligen Zorn in mir – trotzdem habe ich Schiss vor den Konsequenzen. Ich will nicht der Robin Hood des Immobilienmarktes sein.

## »Ich soll mir die Telefonnummer meines Anwalts aufs Handgelenk schreiben – falls ich verhaftet werde«

12. April

Der große Tag ist gekommen: Um Punkt 15 Uhr sind ungefähr 100 Leute vor dem Haus versammelt. Sie sollen für Ablenkung sorgen, während sich die späteren Besetzer an der Eingangstür zu schaffen machen. Ein heikler Punkt: Dies ist der einzige illegale Teil der Aktion. Unterstützung wird mit Flugblättern organisiert; echte Hausbesetzer vertrauen nicht auf E-Mails. Obwohl die Schlösser nagelneu sind, ist die Tür in null Komma nichts offen. Banner werden aus dem Fenster gehängt. Ich gehe auf den Balkon und lasse Papierflugzeuge auf die Straße segeln. Nachdem das Schloss ausgewechselt wurde, Möbel in der Wohnung stehen – mindestens ein Bett, ein Stuhl und ein Tisch –, und die Polizei informiert wurde, hat der Hausbesetzer genauso viele Rechte wie ein legaler Mieter. Hat man mir zumindest gesagt. Normalerweise kommt dann die Polizei vorbei, schaut sich um und fährt wieder weg.

Heute ist es anders. Die Polizei informiert die Immobiliengesellschaft, und die beantragt eine sofortige Räumung. Nach nur zwei Stunden ist die sommerliche Aufbruchstimmung erstarrt. Berittene Polizisten haben sich an der nächsten Straßenecke in Stellung gebracht, so als würde eine Schlacht bevorstehen. Keiner kommt mehr durch. Ein erfahrener Hausbesetzer sagt mir, dass jetzt der Moment der Entscheidung kommt: aufgeben oder bleiben. Letzteres wäre aber aktiver Widerstand – die Polizei würde mich abführen. »Schreib dir lieber noch die Telefonnummer deines Anwalts aufs Handgelenk, falls du verhaftet wirst«, schlägt

mir der Besetzungsprofi im trockenen Tonfall vor. Anwalt? Verhaftung? Ich bekomme Angst und laufe aus dem Haus. Hilfe! Ich dachte, das wäre legal!?

Draußen fangen einige an zu schreien: »Polizisten, Faschisten!« Auch die Presse ist mittlerweile da. Die Journalisten wollen wissen, warum die Polizei mit einem Großaufgebot anrückt, nur um ein paar Hausbesetzer umzustimmen. Stand das Haus nicht über ein Jahr leer? Die Hausbesetzer sagen ja, die Immobilienfirma sagt nein. Wir fragen die Nachbarn: Manche sagen ja. Manche sagen nein. Es scheint zwar, als seien sie auf unserer Seite – eine eindeutige Auskunft kann hier aber keiner geben. In jedem Fall sind nun alle Anwohner auf der Straße, um sich das Spektakel anzuschauen. Es ist trotz allem ein sonniger Sonntagnachmittag, da kommt ein wenig Abwechslung gerade recht.

Nach mehrstündigen, zermürbenden Verhandlungen bahnt sich die Polizei schließlich einen Weg ins Haus und holt alle Menschen heraus. 26 Beinahe-Besetzer werden verhaftet, weil sie Widerstand geleistet oder die Polizisten beleidigt haben. Thomas und ich schnappen uns schnell eine Matratze und ein paar andere Gegenstände, die aus dem Fenster geworfen wurden. Ein Anwohner-Paar erlaubt uns, die Möbel erst mal bei sich im Keller zu lagern. »Es ist eine Schande, dass so viele Häuser leer stehen«, sagt er. »Wir waren auch mal Besetzer«, fügt seine Frau hinzu.

Weiter die Straße runter legt sich ein Punker mit einem Bewohner an, der sich in seiner Sonntagsruhe gestört fühlt. An



Die »Kraker« müssen ein Bett, einen Stuhl und einen Tisch in die leere Wohnung stellen, damit sie offiziell als besetzt gilt. Erst danach ist Zeit, sich um die nächstwichtigeren Dinge zu kümmern.

der Straßenecke sieht eine Familie dem Treiben zu: »Das war hier mal eine Gegend für alle«, seufzt der Vater. »Heute können wir uns gerade noch so die hohen Mieten leisten. Vielleicht müssen wir von hier wegziehen.« Kurze Zeit später versammeln sich dann die verbliebenen Hausbesetzer, um zu sehen, wer alles mitgenommen wurde und welche Schäden entstanden sind. Alle sehen weniger wütend als vielmehr enttäuscht aus.

### Am nächsten Tag

Ein Sicherheitsbeamter bewacht jetzt das Haus, unterstützt von Hunden. Die Schlösser wurden abermals ausgetauscht. Alle Widerständler sind auf freiem Fuß; einige müssen jedoch mit einer Ordnungsstrafe rechnen, weil sie

ihre Personalausweise nicht zeigen wollten. Dann ruft meine Schwester an: Sie hat jetzt ein Zimmer. In einem »Anti-Krak-Haus«.

Das Anti-Krak-Konzept wurde von Immobilienfirmen erfunden. Sie wollen verhindern, dass ihre leerstehenden Häuser von echten Besetzern geentert werden – und quartieren deshalb Übergangsmieter ein. Diese zahlen monatlich nur 150 Euro, haben aber keinerlei Rechte: Wenn der Besitzer das Haus verkaufen oder renovieren möchte, müssen sie meist sofort ausziehen. Für echte Hausbesetzer sind solche Anti-Kraker Verräter an der Sache, Marionetten des Kapitalismus. Ich habe plötzlich Schuldgefühle. Andererseits bin ich immer noch obdachlos; ich muss praktisch denken statt idealistisch. Also

## »Es ist soweit: Hausbesetzern drohen in den Niederlanden nun bis zu zwei Jahre und acht Monate Haft«

ziehe ich zu meiner Schwester in den Amsterdamer Stadtteil Slotervaart. Hier können wir zumindest ein halbes Jahr bleiben, dann wird das Haus abgerissen, um Platz für ein neues, besseres und wahrscheinlich auch teureres Haus zu machen. Ein neuer Fall von Yuppiefizierung? Von den Nachbarn erfahren wir,



»Zu verkaufen«: In der leeren Wohnung werden Immobilienkäufer erwartet – keine Besetzer.

dass hier immer mehr Studenten einziehen, allesamt Anti-Kraker wie wir. Bald werden aber alle wieder umziehen müssen, um Platz für neue Bewohner zu machen.

### 15. Oktober

Vor dem niederländischen Parlament in Den Haag hat eine große Gruppe von Hausbesetzern ihre Zelte aufgeschlagen. Wortwörtlich, die Demonstranten campen vor dem Regierungssitz. Drei konservative Parteien wollen heute ein Gesetz verabschieden, das »Kraken« in Zukunft verbieten soll. Am Ende des

Tages sind etwa 100 Demonstranten verhaftet worden, und das Gesetz hat die Zustimmung des Parlaments erhalten. In Kürze müssen Hausbesetzer mit Geld- und Haftstrafen rechnen. Formell muss der Senat noch zustimmen, aber das ist nur eine Frage der Zeit. Die Hausbesetzerszene in den Niederlanden schert sich einstweilen wenig darum – was bleibt ihnen auch übrig? Auf ihrer Homepage haben die Besetzer angekündigt, dass sie das Gesetz ignorieren wollen. Meine Schwester muss bald ausziehen, weil ihr Haus abgerissen wird.

Ich studiere mittlerweile in Hamburg. Auch hier war es nicht einfach, ein Zimmer zu finden. In meinem neuen Stadtteil St. Pauli hängen viele Banner gegen Kommerz und Yuppies. Eines sagt ironisch: »MEHR MEHR MEHR Schanzenschickimickischeiß«. Ich fühle mich zu Hause.

### 1. Juni 2010

Es ist soweit. Soeben hat auch der niederländische Senat dem Krak-Verbot zugestimmt. Ab dem 1. Oktober droht Hausbesetzern eine Gefängnisstrafe von bis zu einem Jahr, bei Gewaltanwendung sogar von bis zu zwei Jahren und acht Monaten. Die Kraker haben deutlich gemacht, was sie von diesem Gesetz halten: Während die Abstimmung im Senat noch lief, wurden Häuser in Den Haag, Tilburg und Breda besetzt. Ich frage mich, ob ich irgendwann noch einmal genügend Idealismus aufbringen werde, um ein Haus zu besetzen. Eigentlich bereue ich es, meine letzte Möglichkeit nicht genutzt zu haben, es legal zu tun. ■



**Wenn ich groß bin,  
werde ich Wirtschaftsprüfer.**

Wir sind eine mittelständische Wirtschaftsprüfungsgesellschaft mit über 250 Mitarbeitern und betreuen einen breit gefächerten Mandantenkreis mit dem Schwerpunkt Fondsgeschäft. Mit der Leidenschaft für Wirtschaftsprüfung, Steuerberatung und Rechtsberatung und unserem persönlichen Engagement für unsere Mandanten sind wir seit über 60 Jahren erfolgreich.

Wenn Sie mehr über Ihre Karrierechancen bei TPW erfahren möchten, besuchen Sie uns unter:

**[www.tpwkg.com](http://www.tpwkg.com)**

TPW Todt & Partner KG, Welckerstraße 8, 20354 Hamburg  
tel. 040 228 19-0, [kariere@tpwkg.com](mailto:kariere@tpwkg.com)

# Eine Frage der Leere

Überall in Europa steht Wohnraum frei. Doch anstatt ihn Wohnungssuchenden anzubieten, verfällt er – oder wird von Spekulanten bewusst leer gehalten. Zunehmend formiert sich **Widerstand**, die europäische Hausbesetzerszene erlebt ein Comeback.

Zusammengestellt von Florian Diekmann

**FRANKREICH** Paris gilt unter Wohnungssuchenden als Alptraum: Durchschnittlich 30 Euro kostet der Quadratmeter, ernsthafte Chancen auf den Zuschlag hat nur, wer das Vierfache der Miete verdient. Gleichzeitig stehen mehr als 100.000 Häuser und Wohnungen leer, davon rund 20.000 länger als zwei Jahre. Gegen die blühende Immobilienspekulation haben sich Studenten, Architekten und Künstler zum Kollektiv »Jeudi Noir« zusammengeschlossen. Die Gruppe besetzt leerstehende Gebäude und stellt den Wohnraum Familien, Studenten und Einwanderern zur Verfügung. Öffentlichkeitswirksam werden auch mondäne leerstehende Stadtpalais besetzt, um den Staat dazu zu bringen, leerstehende Gebäude in Sozialwohnungen umzuwandeln.

**GRIECHENLAND** In Griechenland genießen Besetzungen die latente Zustimmung der breiten Öffentlichkeit und werden oft als legitimes Mittel des Widerstands gegen die allgemein skeptisch gesehene staatliche Obrigkeit angesehen. Neben Athen existieren große autonome besetzte Zentren in Thessaloniki, Piräus und Patras. Im Stadtteil Exarchia – seit einem Studentenaufstand gegen die damalige Militärdiktatur im Jahr 1973 quasi im Besitz der autonomen Szene – gibt es zahlreiche besetzte Häuser.

**NIEDERLANDE** Die Niederlande gelten traditionell als die Hochburg der Hausbesetzer. Grund war die weitgehende Legalisierung von Besetzungen leerstehender Häuser – das sogenannte »Kraken« – im Jahr 1971. In den Achtzigern gab es bis zu 20.000 »Kraker« in Amsterdam. Heute werden dort noch 200 bis 300 Häuser von 1500 bis 2000 Menschen besetzt, zudem gibt es etwa 4500 »Anti-Kraker« – Bewohner, die von Immobilieneigentümern zum Schutz vor Besetzungen in leerstehende Gebäude einquartiert werden. Seit dem 1. Oktober 2010 ist das »Kraken« allerdings strafbar, Hausbesetzern drohen dann bis zu zwei Jahren und acht Monate Gefängnis.



**SPANIEN** Barcelona hat Amsterdam in den letzten Jahren den Rang als Hauptstadt der Hausbesetzer streitig gemacht. Etwa 200 Häuser sind zurzeit besetzt, mehr als 40 davon sind »Centres Socials Okupats« (besetzte Sozialzentren): offene Häuser, die als Veranstaltungsorte und zur Unterstützung anderer Hausbesetzer dienen; die Szene gilt als außerordentlich gut vernetzt. Grund für die wachsende Zahl besetzter Häuser ist vor allem der spanische Immobilienboom: Die Mieten sind in den letzten zehn Jahren um mehr als 80 Prozent gestiegen, zudem stehen viele Häuser zu Spekulationszwecken leer. Die meisten Besetzungen entspringen daher dem pragmatischen Bedürfnis nach bezahlbarem Wohnraum. Seit 1996 gelten Hausbesetzungen in Spanien allerdings als Straftat; mehrere große CSOs wurden in der Folge gewaltsam geräumt.

**GROSSBRITANNIEN** Mit rund 30.000 Mitgliedern ist die britische Hausbesetzerszene heute fast so groß wie zu ihren Hochzeiten Ende der siebziger Jahre. Landesweit stehen derzeit rund 800.000 Häuser leer. Während das Besetzen von Häusern (»Squatting«) in Schottland strafbar ist, kommen die Gesetze in England und Wales den Besetzern entgegen: Der Bezug leerstehender Häuser ist legal; der Eigentümer muss seinen Anspruch mühsam einklagen. Wer länger als zwölf Jahre in einem leerstehenden Haus wohnt, wird automatisch dessen Eigentümer. Im Jahr 2007 profitierte der heute 74-jährige Harry Hallows von diesem Gesetz: Der Arbeitslose lebte seit über 20 Jahren in einem Schuppen auf dem Gelände eines ehemaligen Schwesternheims in bester Lage im Norden Londons. Eine Immobiliengesellschaft wollte Eigentumswohnungen auf dem Grundstück errichten, kaufte das Gelände, klagte gegen Hallows – und verlor: Ihm gehört nun ein 800 Quadratmeter großes Grundstück in bester Lage. Geschätzter Wert: 2,5 Millionen Euro.



# Gesellschaft

- 78 Der Mann, der Rembrandt war**  
Edgar Mrugalla, »König der Kunstfälscher«, narrete die Republik – reich wurden andere
- 83 Straßen-Kicker**  
Wichtig ist auf dem Platz: Fotoreportage über die Fußball-WM der Obdachlosen
- 90 Seitenwechsel**  
Machen Kleider Leute? Ein Spiel mit Vorurteilen und der Wahrnehmung
- 98 Schäden, die bleiben**  
Nach der Kastastrophe von Bad Reichenhall: Wie viel ist ein Menschenleben wert?
- 106 Spiel ohne Grenzen**  
Jung, intelligent – und abhängig: Ein junger Zocker berichtet von seiner Sucht
- 112 »Ausnutzen, so lange es geht«**  
Schauspieler Robert Stadlober über Luxus und das langsame Erwachsenwerden
- 116 Keine Märchen mehr**  
Besondere Beziehung: »Ich liebe sie nicht, ich bezahle sie«. Eine Kurzgeschichte
- 121 Peter und der Wein**  
»Datt kannste besser«: Ein Usedomer Gastronom trotz widrigen Umständen
- 124 Dreck und dicke Dinger**  
Unser Kolumnist drückt sich vor seiner Masterarbeit – und landet ganz unten



## Der Mann, der **Rembrandt** war

Edgar Mrugalla, »König der **Fälscher**«: Mit seinen Bildern verdienten Kunsthändler Millionen. Reich ist er dadurch nicht geworden.

Text Friederike Meister / Fotos Maximilian Westphal

**E**dgar Mrugalla ahnt nicht, dass er gerade übers Ohr gehauen wird. Genau 50 Mark zahlt ihm der Kunsthändler für ein Gemälde, das er zuvor bei einer Entrümpelung entdeckt hat. Kurz darauf sieht Mrugalla das Werk in einem West-Berliner Auktionshaus

wieder, wo es erneut den Besitzer wechselt: für eine Million Mark. Es ist ein echter Caspar David Friedrich – und Edgar Mrugalla stinksauer. Er beschließt: »Nie wieder werde ich mich so betrügen lassen!« So jedenfalls berichtet der heute 72-Jährige von jenem Tag vor mehr als 40 Jahren, der seine Karriere prägen und der deutschen Kunstszene einen

veritablen Skandal beschern sollte. Es ist 1969; seit knapp einem Jahr besitzt Mrugalla einen kleinen Trödeladen in Berlin-Wilmersdorf. Mrugalla ist ungelernnt, hat in seinem Leben nur sechs Jahre lang eine Schule besucht und sich bislang als Zeitungsbote, Baumhändler, Preisboxer und Heizer durchgeschlagen. Von bildender Kunst hat er keinen blassen Schimmer. Doch ihm ist klar: Wenn sich mit einem einzigen Bild derart viel Geld machen lässt, dann würde er eben lernen müssen, solche Meisterwerke zu erkennen – oder, noch besser: selbst zu erschaffen. Sein wenig Geld investiert er in ein Kunstlexikon, sieben Bände insgesamt, und beginnt zu lesen. Er besorgt sich Farben und alte Leinwände; bald ist das erste Werk fertig: ein Selbstbildnis des niederländischen Malers Rembrandt. Für sein Debüt erhält Edgar Mrugalla einhundert Mark.

### **Backofen und Tiefkühltruhe lassen die Bilder alt aussehen**

Das große Geld machen andere. Mrugalla muss schnell erkennen, dass er als Kunstfälscher stets das schwächste Glied in der Verwertungskette bleiben wird. »Du plagst dich, und die Galeristen, die Expertisen für vermeintlich echte Meisterwerke ausstellen, sahnen dann richtig ab!« Bis heute regt er sich darüber auf: »Ich hatte nur eines im Sinn: Es diesen Kunstschönwäuseln so richtig heimzuzahlen, ihnen Bilder unterzujubeln, die nicht mehr wert sind als ein Appel und ein Ei. Die wollten doch beschissen werden!« In seiner Berliner »Fälscherwerkstatt« brummt der Betrieb; Mrugallas Kopien sind gut, die Galeristen können nicht genug davon bekommen. Ob Max Liebermann, Pablo Picasso, Franz Marc, Claude Monet oder Vincent van Gogh – Mrugalla malt, was der Markt gerade von ihm verlangt. »Alle Gutachter sind darauf hereinge-

fallen«, sagt er stolz. »Dabei ist das Fälschen ganz leicht: Ich sehe mir einfach ein paar Werke eines Künstlers an und erfinde dann zu den alten Motiven noch ein paar Details dazu.« Damit die Plagiate möglichst alt und rissig aussehen, trocknet Mrugalla sie mit einer Paste aus Eiern und Leinöl im Backofen, anschließend wandern sie für eine Nacht in die Tiefkühltruhe.

Während ein vermeintliches Meisterwerk nach dem anderen das Atelier verlässt, muss Edgar Mrugalla Kredite aufnehmen, um sich, seine Frau und die drei Kinder über Wasser zu halten. Gleichzeitig verdienen andere Millionen mit seinen Nachahmungen. Heute behauptet er: »Das hat mich nie gestört; ich habe mich immer gefreut, wenn diese reichen Leute meine Bilder in den Galerien hängen sahen und tatsächlich dachten, es seien Originale!« Wer den bitteren Ton hört, in dem Edgar Mrugalla heute, Jahre nach dem Ende seiner Karriere, von kaum vorstellbaren Millionensummen spricht, ahnt allerdings: Der »König der Kunstfälscher« hatte sich von seinen »goldenen Händen« mehr erhofft. Noch immer ist ihm der Zorn darüber anzuhören, dass immer nur die fälschen Leute das ganz große Geld mit seinen Werken gemacht haben.

Im Berlin der siebziger Jahre reißt der Besucherstrom in der Fälscherwerkstatt nicht ab; bald stehen Gestalten mit wenig vertrauenerweckenden Namen wie »Kanonen-Kalle« in der Werkstatt. »Ich habe gemerkt, dass das Geschäft mit den Kunstfälschungen von einer Art Mafia bestimmt wird: Wer nicht liefert, bekommt schnell Probleme«, so Mrugalla, auch deshalb habe er nicht aussteigen können. Mitte der Siebziger steht sogar die Stasi vor seiner West-Berliner Haustür. In ihrem Auftrag beginnt er eine Massenproduktion: Bilder

## »Für einen Picasso in höchster Qualität habe ich nur einen Tag gebraucht«

von Otto Mueller, Karl Schmidt-Rotluff und Oskar Kokoschka entstehen für den ostdeutschen Geheimdienst. »Die DDR brauchte dringend Devisen«, erklärt der Stasi-Experte Klaus Behling (siehe Seite 82). »Mit dem Verkauf von gefälschten Meisterwerken sollten die klammen Staatskassen gefüllt werden.«

Die »Kunst & Antiquitäten GmbH« von Stasi-Oberst Alexander Schalck-Golodkowski verkauft nicht nur Mrugallas Plagiate im großen Stil in den Westen, sondern auch enteignete Originale aus dem Besitz von DDR-Bürgern. Wo sich die vielen Werke heute befinden, kann niemand mit Gewissheit sagen. Edgar Mrugalla will seine Kopien später sogar in der Galerie Neue Meister in Dresden entdeckt haben. Das Museum weist diese Behauptung jedoch empört von sich und verweist auf Expertisen zur Echtheit der Bilder. »Natürlich wird niemand freiwillig zugeben, dass er eine Fälschung in seiner Ausstellung hängen hat«, sagt Behling. »Außerdem waren Mrugallas Fälschungen so gut, dass es fast unmöglich war, sie zu enttarnen.« Doch auch mit den Stasi-Aufträgen kann er kein Geld verdienen: Mrugalla wird von den DDR-Behörden mit Möbelstücken entlohnt. Heute sieht er sich als Opfer, berichtet von Erpressungsversuchen.

Ironie des Schicksals: 1974 entdeckt Mrugalla bei einer Entrümpelung 24 Kreidezeichnungen von Otto Mueller. Schon oft hat er diesen Expressionisten kopiert; dieses Mal sind die Werke echt. Erfreut bietet er sie zum Verkauf an, doch die große Stückzahl erregt Aufmerksamkeit: Zum ersten Mal landet Mrugalla wegen Plagiatverdachts vor

Gericht – ausgerechnet, als er mit echten Stücken handelt. Der Prozess endet schließlich mit einem Freispruch, »doch mein Ruf war dahin«. Enttäuscht zieht der Meisterfälscher 1980 in die schleswig-holsteinische Einöde, auf einen Hof in Dithmarschen. Noch immer ahnt niemand, dass er hinter einigen der aufsehenerregendsten Kunstverkäufen der vergangenen Jahre steckt. Ruhm und Anerkennung darf er nicht ernten; auch das große Geld bleibt ihm verwehrt. Doch Mrugalla ist nicht zu stoppen: In der Abgeschiedenheit entstehen Kopien als Dutzendware. »Für eine Picasso-Grafik in höchster Qualität habe ich nur einen Tag gebraucht«, sagt er heute. »Damals habe ich die besten Plagiate meiner Karriere angefertigt. Für einen Picasso habe ich 300 Mark bekommen, der Galerist erhielt dann bis zu 30.000 Mark.«

Die Massenproduktion löst einen regelrechten Picasso-Boom auf dem Kunstmarkt aus. Als beinahe jeder Düsseldorf-Friseur einen Picasso an der Wand hängen hat, erregen die Bilder Verdacht. Ein ansässiger Galerist gibt der Polizei schließlich den entscheidenden Hinweis. »Da verrät der doch ausgerechnet das Huhn, das ihm die goldenen Eier gelegt hat!«, ärgert sich Mrugalla noch heute. Die Staatsanwaltschaft beschlagnahmt bei ihm mehrere hundert Kopien und transportiert sie mit einem Lastwagen ab. »Ich habe mich gefühlt wie Kaiser Wilhelm, der nach dem Ersten Weltkrieg seine gesamte Flotte abgeben muss«, lacht Mrugalla. Endlich konnte er den vermeintlichen Kennern offen zeigen, was er schon die ganze Zeit gewusst hatte: dass sie von Kunst keine Ahnung haben.



»Frei nach Picasso«: Mrugallas heutige Fälschungen sind erkennbar; das Geschäft läuft schleppend.

Edgar Mrugalla gesteht alle Vorwürfe und wird schließlich zu zwei Jahren Haft auf Bewährung verurteilt. Nach mehr als 20 Jahren als heimlicher »König der Kunstfälscher« und weit über 3000 Plagiaten will er jetzt als eigenständiger Maler wahrgenommen werden – und kopiert weiter, diesmal ganz legal: Seine Gemälde tragen den Vermerk »frei nach...«, die Signatur lautet »Fälscherwerkstatt Mrugalla«. Allein das Geschäft läuft schleppend. Mit einem Fälscher möchte kein Händler offen zu tun haben. Als er seine Werke im Kieler Wirtschaftsministerium ausstellt, rufen Galeristenverbände zum Boykott auf. Der Deutsche Künstlerbund beklagt, die Ausstellung würde künstlerische Werte »zutiefst missachten und auf eine nicht zu ertragende Weise relativieren«. Mrugalla selbst hat für die ganze Aufregung kein Verständnis: »Die Kuratorin des Pariser Louvre nannte meine Bilder besser als die

Originale«, behauptet er. Und: »In jedem Museum dieser Welt ist mindestens jedes zweite Bild eine Fälschung.«

Bei einer Max-Liebermann-Ausstellung in der Hamburger Kunsthalle entdeckt Mrugalla 1998 eine seiner Kopien. »Die Besitzerin hatte 600.000 Mark dafür bezahlt – ich wusste aber sofort, dass es von mir stammte: Meine Bilder sind wie Kinder, die erkenne ich überall«, erzählt der Plagiator. Stolz klärt er die Museumsleitung auf; er genießt die Aufregung um seine Person. Heute spielt die Kunsthalle den Vorfall herunter; Kurator Ulrich Luckhard urteilt: »Mrugallas Werke sind stümperhaft gemacht. Der Mann hat eindeutig eine Profilneurose.« Warum Gutachter die stümperhafte Qualität dann aber nicht damals schon enttarnen, kann Luckhard ebenso wenig sagen wie andere Experten. Über Fälschungen wird in der Kunstszene nicht gerne gesprochen.

Derartige Aufregung hat es um Edgar Mrugalla schon lange nicht mehr gegeben. Er wohnt zurückgezogen in Düsseldorf, in der Nähe seiner Tochter. Der Hof in Dithmarschen wurde zwangsversteigert, bei Mrugalla häuften sich unbezahlte Rechnungen. Heute lebt er von 292 Euro Künstlerrente im Monat; ein Schlaganfall und eine Parkinson-Erkrankung erschweren ihm das

Arbeiten zudem immer mehr. Der ehemalige »König der Kunstfälscher« zehrt vom Ruhm vergangener Tage; auf seiner Website nennt er sich »Künstler, Virtuose, Genie – verfemt, umstritten, bewundert«. Doch obwohl Mrugalla nur selten ein Bild verkaufen kann, kommt aufhören nicht in Frage. Für den Mann, der einmal Rembrandt war, ist Kunst eben auch ein Lebenselixier. ■

## Taschengeld für die Stasi

DDR-Experte **Klaus Behling** über kreative Wege der Devisenbeschaffung

**Die Stasi betrieb nicht nur Spionage, sondern handelte auch mit Kunstwerken – und beauftragte sogar Fälscher wie Edgar Mrugalla. Warum?**

Die DDR brauchte dringend Devisen, um am wissenschaftlich-technischen Fortschritt teilzunehmen, der sich im Westen abspielte. Indem die Stasi Kunstsammler enteignete und Bilder in die Bundesrepublik verkaufte – darunter auch Auftragsfälschungen –, beschaffte sie dem Staat Geld. Insgesamt hat der Kunsthandel aber nur ein kleines Taschengeld von sechs Millionen D-Mark eingebracht; andere Dinge waren den Devisenbeschaffern wichtiger.

**Zum Beispiel?**

Der 1983 vom bayerischen Ministerpräsidenten Franz Josef Strauß mit Stasi-Oberst Alexander Schalck-Golodkowski eingefädelt Milliardenkredit für die DDR war wichtig, weil er dem maroden Staat bescheinigte, immer noch kreditwürdig zu sein. Auch mit Börsenspekulationen hat die Stasi versucht, Geld zu gewinnen. Zusätzlich hat die DDR fast alles verkauft, das nicht niet- und nagelfest war: So hat man etwa Pflastersteine

herausreißen und in westdeutschen Städten wieder einsetzen lassen.

**Wurde das Geschäft mit den Stasi-Kunstfälschungen jemals aufgeklärt?**

Anfang der Neunziger hat sich ein Untersuchungsausschuss im Bundestag mit Schalck-Golodkowski beschäftigt, der illegal Kunstwerke in den Westen verkauft hatte. In den Ermittlungen ging es aber eher darum, wo das Vermögen der SED geblieben war – und nicht darum, Auftragsfälschungen zu enttarnen.

**Die Fälschungen sind also nach wie vor im Umlauf?**

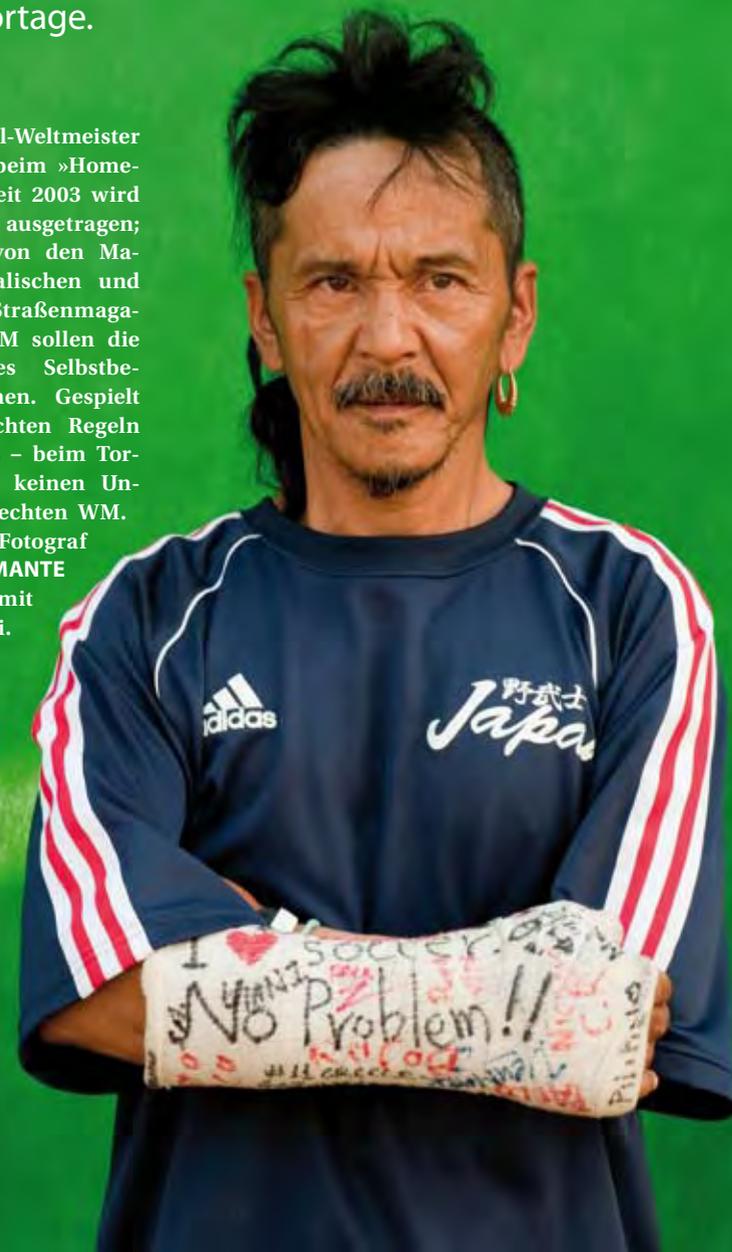
Selbstverständlich, der internationale Kunstmarkt profitiert noch heute davon. Deshalb hat auch niemand Interesse daran, die Kunstfälschungen zu enttarnen: Museen, Galeristen und Sammler verdienen gutes Geld damit.

**Klaus Behling**, Jahrgang 1949, arbeitete als Diplomat im DDR-Außenministerium. Nach der Wende wurde er Journalist beim Axel-Springer-Verlag. Mit seinen Büchern über die Spionagemethoden der DDR hat er sich einen Namen gemacht; zuletzt erschien »Lautloser Terror: Kriminalität in der Stasi« (Melitzke Verlag, zusammen mit Jan Eik).

# Straßenkicker

Wichtig ist auf dem Platz: Das gilt auch für die **Obdachlosen-WM**. Eine Fotoreportage.

Brasilien ist Fußball-Weltmeister 2010 – zumindest beim »Homeless World Cup«. Seit 2003 wird das Turnier jährlich ausgetragen; die Idee stammt von den Machern eines australischen und eines schottischen Straßenmagazins. Durch die WM sollen die Obdachlosen neues Selbstbewusstsein bekommen. Gespielt wird mit vereinfachten Regeln und kleinen Teams – beim Torjubel gibt es aber keinen Unterschied zu einer echten WM. Der Hamburger Fotograf **MAURICIO BUSTAMANTE** ist von Anfang an mit seiner Kamera dabei.





**OBEN** *Gehalten! Deutsche WM-Qualifikationsspiele in Stuttgart*  
**UNTEN** *Das deutsche Team trainiert während des Homeless World Cup in Göteborg*  
**RECHTS** *Miroslav (58) aus der Slowakei, Teilnehmer in Kapstadt*



**OBEN** Fans und Teammitglieder feiern ihre Mannschaften in Kopenhagen an  
**UNTEN** Beim allerersten Homeless World Cup 2003 in Graz fällt ein Tor  
**RECHTS** Katy (19) aus Australien, Teilnehmerin der WM in Edinburgh





**OBEN** Rückweg von der WM in Kopenhagen: zwei deutsche Spieler auf der Fähre  
**UNTEN** Der World Cup 2006 in Kapstadt war der erste außerhalb Europas  
**RECHTS** Lindsay (17) aus Schottland, Teilnehmerin der WM in Kapstadt

**Manager trifft auf Obdachlosen.**

Wer an dieses Bild denkt, landet schnell

bei Klischees: Fußgängerzone und Kauf-

hausschleuse. Anzug versus Lumpen.

Doch ist das alles so einfach?

**H**amburg, ein marodes Bürogebäude in Bahnhofsnähe. Hier bittet INJEKTION zu einem **Fotoshooting der besonderen Art**, erfolgreicher Manager trifft auf Obdachlosen. Die Anweisung an Thomas und Torsten: Schlüpft in die Klamotten des Anderen. Wir wollen sehen, welche Rolle das Äußere bei der Bewertung eines Menschen spielt.



Torsten, 46  
obdachlos

Als Ort der Begegnung haben wir ein Haus gewählt, das die Gegensätze der Stadt abbildet: Nur zwei Straßen weiter liegen die Druckräume einer Suchthilfeeinrichtung, wenig weiter der Drogenstrich, unwirtlich, grau, kalt – eine Hamburgerer Schmutzdecke.

Auf der anderen Seite, ganz nah, die edle Hafencity, das Neubauviertel für die Gutbetuchten. Dort wohnt Thomas, 63, BMW-Niederlassungsleiter im Ruhestand; er kommt zu Fuß – und etwas zu spät. Zeit für Torsten, 46, obdachloser Verkäufer der Straßenzeitung »Hinz&Kunzt«, das weitgehend leerstehende Hochhaus aus den siebziger Jahren zu inspizieren. Nur drei von elf Stockwerken werden noch genutzt. Mit geplatzen Fensterscheiben und grauem Waschbeton harrt das wenig einladende Gebäude dem seit langem geplanten Abriss. Torsten bedauert, dass es Obdachlosen nicht offensteht: »Hier sind viele kleine Räume, die sich zum Übernachten eignen.«

INJEKTION hat zwei ungleiche Männer

erst zum **Kleidertausch**, dann zum

Gespräch gebeten – ein Spiel mit

Vorurteilen und der Wahrnehmung.

Im siebten Stockwerk entstehen die Bilder. Die beiden Männer plaudern kurz, ein Smalltalk auf Augenhöhe. Dann verschwinden sie im Nebenraum, tauschen die Kleidung. Torsten besitzt – außer dem, was er am Leib trägt – nur eine weitere Garnitur Oberbekleidung. Thomas gibt zu, sich überwinden zu müssen. Nicht wegen Torstens Kleidung, diese ist schlicht, aber sauber und gepflegt. Der Grund ist ein anderer: »Kleidung hat eine Schutzfunktion, sie sorgt für Selbstvertrauen.«

Als sie zurückkommen, ist der Effekt spürbar: Plötzlich macht sich Scham und Unsicherheit breit. Vor allem Thomas wirkt angespannt, ihn werden die Fotos später erschrecken: »Den Lebensweg zwischen Manager und Obdachlosen trennt nur eine Grätzwanderung«, ist sein Kommentar. Torsten hingegen wirkt zunehmend selbstbewusst, er füllt das eigentlich zu große Jackett aus. »Du stehst gut im Anzug«, sagt Thomas zu Torsten, der wiederum die Qualitätsmarke zu schätzen weiß.

Während des Shootings erlebt der Fotograf seine Modelle konzentriert und ernsthaft. Ihr Umgang miteinander: offen, ohne Anzeichen von Abneigung oder gar Abscheu. **Nach den Fotoaufnahmen bitten wir beide Männer zu einem offenen Gespräch über die Bedeutung von Geld – für ihr persönliches Leben und die Gesellschaft.**



## Kleider machen Leute« – gilt dieses Motto heute noch?

**Torsten:** Der erste Eindruck ist immer ein äußerlicher. Eine gepflegte Kleidung wirkt eben gepflegt, und jemand, der ganz bewusst mit seiner Kleidung provozieren will, dem gelingt das auch.

**Thomas:** Man kann mit dem Eindruck der Kleidung aber auch total schief fliegen, das zeigt ja unser Experiment. In einer offenen Gesellschaft lassen sich die Menschen nicht einfach in Schubladen stecken. Ich finde das auch gut – es zwingt einen, genauer hinzusehen.

**Torsten:** Das stimmt, Kleidung ist zwar ein Spiegel. Entscheidend ist aber nicht, wie der Mensch aussieht, sondern wie er agiert...

**Thomas:** ... was ihm wichtig ist und was ihn interessiert. Selbst Porschefahrer können ganz nett sein. (lacht)

## Gepflegte Kleidung ist auch ein Kostenfaktor. Welchen Stellenwert hat Geld in eurem Leben?

**Torsten:** Einen sehr zwiespältigen. Einerseits hasse ich Abhängigkeiten, vor allem von Geld. Andererseits kann ich dieser Abhängigkeit nicht entgehen. Und es gibt den sozialen Aspekt: Ich

### TORSTEN,

46, wächst in der DDR auf und arbeitet als Hochseefischer. Nach der Wende zieht er nach Hamburg, wird Fahrradkurier und bereist die Welt. Später ruiniert ihn seine Spielsucht, zur Familie reißt der Kontakt ab. Trotz Obdachlosigkeit verzichtet er auf Hartz IV, das Antragsverfahren ist ihm zu demütigend. Der gelernte Heizungsmeister ist Mitglied im Netzwerk Grundeinkommen und hält Vorträge zum Thema. Im Jahr 2010 war er – zu Fuß – auf Lesereise durch Deutschland, um ein Kinderbuch über Obdachlosigkeit vorzustellen.

verkaufe Straßenzeitungen; dabei ist mir der Kontakt mit meinen Kunden mindestens so wichtig wie das Geld, das ich verdiene. Außerdem wird man im Alter genügsamer.

**Thomas:** Vieles hängt sicherlich von der Perspektive ab: Wir – meine Frau und ich – sind ja in einer komfortablen Situation. Doch obwohl genug Geld da ist, reicht es oft nicht aus. Natürlich ist Geld kein Maßstab für Glück oder Zufriedenheit. Aber: Ein Leben ohne Geld kann ich mir nicht vorstellen.

**Torsten:** Ich finde, je mehr Geld man hat, desto wichtiger wird es.

**Thomas:** Einspruch. Ich dachte, es sei eher umgekehrt.

**Torsten:** Zumindest bei mir ist es so. Seit ich wenig Geld habe, merke ich, dass andere Werte mehr zählen.

## Ist Geld für euch ein Statussymbol?

**Thomas:** Ich war ja Niederlassungsleiter bei BMW, habe teure Autos verkauft. Natürlich sind die ein Statussymbol. Ich persönlich hatte nie das große Bedürfnis, Eindruck zu machen – aber letztlich war es mein Job, solche Symbole zu verkaufen. Was mir an Hamburg gefällt: Hier gibt es eine Menge wohlhabender Leute, die sich ihren Reichtum bewusst nicht anmerken lassen – und zudem viel für die Stadt tun.

**Torsten:** Auch wenn sich manche Bürger bescheiden geben, ist Geld definitiv ein Statussymbol! Mit Geld wird eindeutig Macht ausgeübt, mit Geld werden in der Gesellschaft Hierarchien gebildet. Darüber geht der eigentliche Sinn – nämlich den Austausch von Waren und Dienstleistungen zu ermöglichen – immer mehr verloren. Das ist umso ärgerlicher, als viele Leute zu Vermögen kommen, ohne es sich erarbeiten zu haben. Geld und Leistung hängen immer weniger zusammen.

## Welchen Gegenstand würdet ihr unter keinen Umständen verkaufen?

**Thomas:** Ich hänge nicht so an Sachen.

**Torsten:** Ich auch nicht. Es gibt nichts, das ich nicht verkaufen würde: Ich weiß, das es immer Ersatz geben wird. Viele Dinge, die mir wertvoll sind, würde ich vielleicht sogar verschenken, wenn ein anderer sie wirklich braucht.

**Thomas:** Da fällt mir doch etwas ein: Meinen Ehering würde ich nicht hergeben, der ist festgewachsen. Ich bin seit 40 Jahren glücklich verheiratet.

## Was hat Geld in eurem Leben ermöglicht?

**Torsten:** Die Welt zu entdecken! Ich bin in der DDR groß geworden und hatte nach der Wende relativ viel Geld. Ich war in Kanada und mehrmals in Neuseeland. Ein halbes Jahr lang bin ich durch ganz Europa gereist.



**Thomas:** Wir sind mehrmals umgezogen und leben jetzt in der Hafencity; wir haben uns dort an einer Baugemeinschaft beteiligt. Das ist schon sehr komfortabel.

## In welcher Situation hat euch Geld gefehlt?

**Torsten:** Als ich obdachlos wurde. Zuvor wurde ich spielsüchtig – und bin es immer noch. Ich habe Geld verspielt, das ich zum Leben gebraucht hätte. Auf Dauer hat das mich und meine Familie existenziell ruiniert.

### THOMAS,

63, Diplomkaufmann, arbeitet von 1973 bis 2007 im Management von BMW; ab 1999 als Leiter der Niederlassung Hamburg. Neben Autos und Geschäftszahlen liegt ihm der Austausch von Wirtschaft und sozialen Institutionen am Herzen. So engagiert er sich für verschiedene soziale Organisationen und Projekte; unter anderem berät er die Straßenzeitung »Hinz und Kunzt«. Thomas ist verheiratet und hat drei erwachsene Kinder. Seit seiner Pensionierung ist er zudem Vorsitzender des Hamburger Tourismusverbands.

**Thomas:** Wir hätten vor 20, 30 Jahren gerne die Ferienwohnung meiner Schwiegereltern am Lago Maggiore übernommen. Aber wir waren mit unserem eigenen Haus verschuldet. Damals wäre es schön gewesen, etwas mehr Geld zu haben.

## Wann fühlt ihr euch freier: mit wenig oder mit viel Geld?

**Thomas:** Ich muss mir um Geld eigentlich keine Sorgen machen; also bin ich sicher der Falsche, um Entsamung zu predigen. Interessant ist aber: Jetzt, wo es mir finanziell gut geht, mache ich mir Gedanken wegen der Inflation.

**Torsten:** Verlustängste.

**Thomas:** Genau. Das war mir früher fremd. Wir haben immer ein gutes Einkommen und Kredit gehabt, da mussten wir uns über Geldanlagen nicht den Kopf zerbrechen.

**Torsten:** Ich habe gelernt, dass man sich sowohl mit als auch ohne Geld frei fühlen kann. Ganz simpel gesagt: Wenn ich 500 Euro in der Tasche habe, dann kommt die Angst, das Geld nicht zu verlieren. Die Angst habe ich nicht, wenn ich kein Geld in der Tasche habe.



Vertauschte Posen beim Fotoshooting: Im Anzug wirkt der Obdachlose Torsten zunehmend selbstbewusst; auch das zu große Jackett steht ihm gut.

*Thomas:* Eine gewisse Menge Geld ist schon wichtig, um sich frei zu fühlen – aber das alleine reicht nicht. Es ist nur die Basis, die das Leben angenehm macht. Der Wunsch, immer mehr Geld zu haben, bestimmt mich jedenfalls nicht. Da sind mir andere Sachen viel wichtiger.

**Ein Gedankenspiel: Jeder von euch erhält 1000 Euro – und genau eine Stunde Zeit, um das Geld auszugeben. Was würdet ihr damit tun?**

*Torsten:* Schwierige Frage... Spontan würde ich versuchen, mehr daraus zu machen. Hier liegt ja das Problem, das mich immer wieder zum Spielen verführt. Wahrscheinlich würde ich aber rechtzeitig zur Vernunft kommen und das Geld einem sozialen Zweck spenden.

*Thomas:* Ich würde die 1000 Euro dritteln. Für ein Drittel würde ich mir ein Automodell für meine Sammlung kaufen, Maßstab 1:18. Mit dem zweiten

Drittel würde ich etwas für meine Frau kaufen, den Rest würde ich einem guten Zweck zur Verfügung stellen, vielleicht dem Elterntelefon, bei dem sich Väter und Mütter kostenlos beraten lassen können – oder auch einem Projekt wie der Straßenzeitung »Hinz und Kunzt«.

**Wofür habt ihr bislang das meiste Geld ausgegeben?**

*Torsten:* Für Reisen – und natürlich für die 60.000 Euro Spielschulden.

*Thomas:* Unsere Immobilien.

**Menschen mit wenig Geld haben in unserer Gesellschaft offenbar kein Problem, über Geld zu reden – während Wohlhabende dieses Thema eher meiden.**

*Torsten:* Ich glaube, dass sich viele Menschen inzwischen dafür schämen, Geld zu haben. Die haben vielleicht geerbt oder sind unlauteren Geschäften nachgegangen. Dann fehlt einfach die gesellschaftliche Anerkennung für

»Ich glaube, dass sich viele Menschen inzwischen dafür schämen, Geld zu haben« TORSTEN

das Geld, das jemand besitzt. In Amerika geht man damit anders um, da gilt ein Mensch mit viel Geld als jemand, der erfolgreich ist, sein Leben im Griff hat und leistungsfähig ist. Man kann das natürlich auch negativ formulieren und sagen: In Deutschland existiert eine Neidkultur.

*Thomas:* Da stimme ich zu. Ich selbst habe kein Problem, über Geld zu sprechen, ich habe auch nicht so viel – im Vergleich zu anderen. Neid ist ein Problem, allerdings auch die ehrlichste Form der Anerkennung.

**Wie viel Geld braucht ihr im Monat?**

*Torsten:* 200 Euro im Monat Minimum. Aber nur, weil ich keine Wohnung, kein Konto und keine Versicherung habe.

*Thomas:* Auf den Immobilien sind noch Schulden. Meine Frau und ich brauchen zusammen monatlich etwa 6000 Euro netto für die laufenden Kosten. Wir sind mittlerweile beide in Rente, und ich bekomme zusätzlich noch eine Pension von BMW.

*Torsten:* Stell dir mal vor: Eines Tages erfährst du, dass es BMW nicht mehr allzu gut geht. Du hast plötzlich ein Schuldgefühl, weil deine Pension für BMW eine Belastung darstellt – und du nichts mehr leistest.

*Thomas:* Irrtum, ein solches Schuldgefühl geht mir total ab. Ich habe über 30 Jahre für das Unternehmen gearbeitet, zudem für meine Rente vorgesorgt und hohe Steuern gezahlt.

*Torsten:* Ich will auf das Problem hinaus, das in den nächsten Jahren auftauchen wird: Die Pensionen und Renten werden den Staat und die Wirtschaft noch mehr in den Ruin treiben, als es mittlerweile schon der Fall ist. Das ist ja jetzt schon absehbar.

*Thomas:* Ja, das System ist krank. Es ist in dieser Form nicht mehr finanzierbar, dafür sorgt die demografische Entwicklung. Ich finde aber auch, dass bei dieser Diskussion ein Aspekt viel zu kurz kommt: Die Älteren, die aus dem Berufsleben ausscheiden, haben nicht nur Rentenansprüche – sie können auch eine ganze Menge für die Gesellschaft tun. Das muss mehr werden.

**Zeit zu träumen: Wie sähe für euch eine bessere Gesellschaft aus?**

*Torsten:* Das Grundeinkommen für alle wäre die beste Methode. Es müsste etwa die Hälfte dessen ausmachen, was die Gesellschaft insgesamt erwirtschaftet. Die andere Hälfte würde nach Wettbewerbskriterien verteilt. So hätte derjenige, der arbeitet, wirklich mehr Geld als jemand, der nicht arbeitet. Das wäre gerecht. Das würde enorme Veränderungen bedeuten.

*Thomas:* Ich bin mit dem Modell der bundesrepublikanischen Gesellschaft eigentlich sehr zufrieden. Als absoluter Verfechter der Marktwirtschaft weiß ich aber auch: Die sozialen Komponenten kommen zu kurz, wenn Geld der einzige Maßstab ist. Mit einer offenen und freiheitlich geführten Wertediskussion ließe sich unser System so optimieren, dass ein Großteil der Menschen relativ glücklich leben kann. Ich kann das nur von mir sagen: Ich betrachte mich als einen zufriedenen Menschen. Und mir macht es Freude, dieser Gesellschaft etwas zurückzugeben. ■

Redaktion Sabrina Staks

Fotos Arne Magold & Annika Börm

Mit Dank an die Redaktion von »Hinz und Kunzt«

# Schäden, die bleiben



Reuters/Kai Pfaffenbach

Die Katastrophe von Bad Reichenhall. Auch fünf Jahre nach dem Einsturz der Eishalle bleiben Fragen offen: Wie hat das Unglück die Stadt und ihre Bewohner verändert – und wie viel ist ein **Menschenleben** wert?

**Text** Evgeny Makarov, Mirko Marquardt & Julia Stanek

Es ist, als hätte am Alpenrand die Erde gebebt. Das mächtige Gebäude ist in der Mitte eingeknickt, überall liegen Schutt und Trümmer. Doch den Feuerwehrmännern, die als erstes am Unglücksort eintreffen, fällt vor allem eines auf: die erdrückende Stille. 15 Menschen werden sie schließlich aus den Trümmern ziehen; zwölf Kinder und drei Mütter.

Beinahe fünf Jahre ist es mittlerweile her, dass im bayerischen Bad Reichenhall das Dach der Eissporthalle unter einer tonnenschweren Schneelast einstürzte. Nur wenige Minuten später hätte die Halle gesperrt, das Dach geräumt werden sollen. »Einer der dunkelsten Tage in der Geschichte der Stadt«, ist auf einer Gedenktafel zu lesen. Und: »Die Stadt Bad Reichenhall ist sich ihrer Verantwortung bewusst.« Nicht jeder teilt diese Einschätzung.

Dem Einsturz der Halle folgt ein Streit, in dem es nicht nur um die Verantwortung für das Unglück geht – sondern, wie immer nach derartigen Katastrophen, auch um sehr handfeste Bedürfnisse: Wer ersetzt die entstandenen Verluste? Wer kümmert sich, wenn Angehörige nicht nur mit ihrer Trauer zu kämpfen haben, sondern auf einmal auch mit akuten finanziellen Problemen? Was ist der Verlust eines Menschenlebens wert?

## ■ DAS LEBEN MUSS WEITERGEHEN

Franz Zauner streicht eine Papierserviette auf dem Tisch glatt, dann greift er nach einem Streichholz. Mehr braucht der 43-Jährige nicht, um den Tod seiner Frau zu erklären. Er nimmt das Zündholz in die rechte Hand und hält es über den Tisch. Die Serviette soll die Eisfläche symbolisieren, das Streichholz die Dachbalken der Eissporthalle. Ein kleiner Druck von Zauners Finger genügt, und das Hölzchen knickt ein: »Genau so war das damals.« Damals, am 2. Januar 2006, dreht Franz Zauner eine letzte, schnelle Runde auf dem Eis, als er plötzlich die Dachbalken der Halle bersten hört. Er dreht sich um, sieht Trümmer herabstürzen, direkt darunter seine Frau Irene. »In diesem Moment wusste ich, dass ich sie zum letzten Mal lebend sehe«, sagt Zauner. »Sie hatte keine Chance.« Er erzählt ruhig, besonnen – nichts ist mehr von der Hilflosigkeit zu spüren, der Wut, der Verzweiflung, die ihn in den Wochen nach dem Unglück lähmten.

Wenn Franz Zauner von dieser Zeit spricht, dann erzählt er vor allem von seinem Sohn Patrick. Davon, wie er nach dem Tod seiner Frau jeden Morgen sorgfältig kontrolliert, wie sich sein Sohn für die Schule fertig macht – und befürchtet, dass Patrick es ohne seine Mutter nicht schaffen, dass er alleine nicht für seinen Sohn sorgen können wird. »Wie soll

denn das funktionieren?«, fragt Zauner, der im Vertrieb der Bad Reichenhaller Saline arbeitet: »Hast einen siebenjährigen Burschen zu Hause und sollst selbst jeden Tag frühmorgens in die Arbeit gehen?« Heute ist Patrick zwölf Jahre alt; er besucht die Realschule, spielt im Fußballverein, fährt mit seinem Vater zum Angeln. Ein normales Leben, trotz allem. »Man glaubt nicht, dass man's gepackt bekommt«, sagt Franz Zauner, »aber man bekommt's gepackt.« Geholfen hat dabei natürlich die zeitliche Distanz, vor allem aber auch: finanzielle Sicherheit.

Bis heute hat die Versicherungskammer Bayern, die Haftpflichtversicherung der Stadt Bad Reichenhall, rund 4,4 Millionen Euro an die 34 Verletzten und die Angehörigen der 15 Todesopfer ausgezahlt. »Die Hinterbliebenen hatten zumindest die Gewissheit, dass durch das Unglück nicht auch noch finanzielle Belastungen auf sie zukommen«, so Claudia Scheerer von der Versicherungskammer. »Aber natürlich kann Geld niemals den Verlust eines Menschen kompensieren.«

Genau genommen soll es das auch gar nicht: Für den Tod eines Angehörigen sieht das deutsche Recht – anders als in anderen Ländern – kein Schmerzensgeld vor. Die Argumentation: Ein Menschenleben ist durch Geld nicht zu ersetzen. »Kummer allein lässt sich also nicht in klingende Münze umwandeln«, erklärt Professor Christian Huber, Experte für Schadenersatzrecht an der RWTH Aachen. Nur wenn der Verlust eines Angehörigen auch finanzielle Konsequenzen hat, können Angehörige Ansprüche geltend machen – auf Schadenersatz (siehe Infokasten auf der nächsten Seite).

Auch Franz Zauner erhielt nach dem Tod seiner Frau Schadenersatz; offenbar wurde die Zahlung großzügig geregelt. Um welchen Betrag es sich handelt,



# Verlustrechnung

Bevor nach einem Unglücksfall **Schadenersatz** für den Tod eines Angehörigen ausgezahlt werden kann, muss erst einmal geklärt werden: Wie viel war der Verstorbene eigentlich wert?

**B**evor in Deutschland Anspruch auf Schadenersatz für den Verlust eines Angehörigen besteht, muss erst einmal konkret berechnet werden: Welche materiellen Schäden sind durch den Tod tatsächlich entstanden? Fehlt auf einmal ein Einkommen im gemeinsamen Haushalt, fehlt auf einmal die Mutter, die sich bislang um die Kinderbetreuung gekümmert hat? Diese penible Aufrechnung kann bizarr anmutende Folgen haben. Finanziert etwa ein Ehemann mit seinem Einkommen den Familienhaushalt vollständig, entfällt nach dem Tod seiner Frau in den Augen des Gerichts möglicherweise nur eines: ihre konkret finanziell ermittelbare Leistung als Hilfe im Haushalt. Gleichzeitig erspart sich der Mann aber, die Lebenshaltungskosten seiner Frau finanzieren zu müssen, Lebensmittel, Kleidung, Kosmetika – und kommt unter dem Strich nach ihrem Tod sogar günstiger davon. »Wenn man es hart formulieren möchte: Nur wenn die Frau lebendig mehr wert war als sie gekostet hat, besteht nach ihrem Tod auch Anspruch auf Schadenersatz«, so Professor Christian Huber von der RWTH Aachen.

Eine wichtige Rolle bei der Berechnung des Schadenersatzes spielt demnach das Einkommen des verstorbenen Partners: »Hat der Getötete zuvor etwa mit monatlich 15.000 Euro zum Unterhalt der Hinterbliebenen beigetragen, wäre ein Schadenersatzanspruch in dieser Höhe zwar

theoretisch denkbar«, so Huber. »Ich kenne allerdings keine Gerichtsentscheidungen, bei denen das tatsächlich auch in dieser Größenordnung der Fall gewesen wäre.« Ein Grund dafür: »Die deutsche Rechtsprechung ist bei Schadenersatzansprüchen zunehmend restriktiv. Es scheint, als habe sich auch vor Gericht die Devise ›Geiz ist geil‹ durchgesetzt.«

## **Auch vor Gericht gilt mittlerweile die Devise »Geiz ist geil«**

Ein tatsächliches Schmerzensgeld für den Verlust eines Angehörigen – eine finanzielle Kompensation der reinen seelischen Folgen – ist im deutschen Recht nicht vorgesehen und »kommt nur in Fällen des sogenannten ›Schockschadens‹ in Betracht«, sagt der Frankfurter Rechtsanwalt Professor Ronald Schmid, der selbst schon viele Katastrophopfer vertreten hat. Er nennt ein Beispiel: Muss eine Mutter den Tod ihres Kindes mit ansehen, ist ein Schmerzensgeld für die erlittenen emotionalen Folgen denkbar. Ist sie beim Tod des Kindes abwesend, liegt kein »Schockschaden« vor. Ein Schmerzensgeld kommt dann nur in Betracht, wenn sie durch den Verlust des Kindes nachweisbar psychisch und/oder körperlich erkrankt oder gar dauerhaft erwerbsunfähig wird. Schmerzensgelder in Höhe von mehr als 25.000 Euro gelten in Deutschland aber eher als Ausnahme.



Gedenkstätte am Unglücksort: umstrittene Installation, brachliegendes Gelände, überstimmte Bürger

möchte er aber nicht sagen – zu groß ist die Angst vor möglichen Neidern. Nur so viel: »Ich bin froh, dass jetzt wenigstens Patricks Ausbildung abgesichert ist.« Für Franz Zauner ist das Thema damit abgeschlossen; er will endlich vergessen. Nur äußerst selten gehe er deshalb noch zum Grab seiner Frau: »Manchmal sehe ich nach dem Rechten und zünde eine Kerze an«, sagt er. »Doch würde ich das öfters tun, es würde mir den Boden unter den Füßen wegziehen.« Auch meidet er die Unglücksstelle an der Münchner Allee, wo sich heute die Gedenkstätte für die Todesopfer befindet: »Selbst wenn ich dort einmal zufällig vorbeikomme, bleibe ich nicht stehen«, so Zauner. »Das rüttelt zu sehr an den Erinnerungen.«

Überhaupt, die Gedenkstätte: Stromkabel liegen offen auf grauem Beton, daneben hat jemand achtlos einen Plastik-eimer geworfen; ein trister Anblick. 15 Säulen ragen unweit des Ortseingangs in den milchigen Himmel; orangefarbenes, blaues und gelbes Glas, eine der Stelen

leuchtet limettengrün. Eigentlich sollte die gesamte Installation in einem Wasserbassin stehen, erst beim Bau fiel auf, dass die Konstruktion dafür gar nicht geeignet ist.

Das Gelände rundherum liegt bis auf weiteres brach; die Spuren der Eishalle und des angrenzenden Schwimmbads sind längst entsorgt. Eine private Fachhochschule hat den stadt eigenen Grund gepachtet und möchte hier bauen. Schon jetzt bildet die FH in Bad Reichenhall junge Hotel- und Tourismusmanager aus; nun möchte sie den bestehenden Campus erweitern. Doch das Bauvorhaben sorgte für einen handfesten Konflikt in der Stadt: Viele wünschten sich am Unglücksort eine neue Schwimmhalle, der Kinder wegen; 53 Prozent der Bad Reichenhaller stimmten in einem Bürgerentscheid für ein Bad und gegen die Fachhochschule – doch die Stadt lehnte ab. Rathaussprecher Gerhard Fuchs versucht sich an einer Erklärung: Zu diesem Zeitpunkt sei bereits eine

## »Im Unglück gab es nicht nur Tod, sondern auch Leben – das ist wie Licht und Schatten«

Million Euro in den Ausbau einer anderen Schwimmhalle im Ort geflossen; »es war daher nicht zumutbar, diese Pläne über den Haufen zu werfen. Deshalb lief der Bürgerwille ins Leere.« Angesichts der leeren Stadtkasse ist diese Entscheidung nachvollziehbar; viele vermuten jedoch, dass der Bürgerentscheid aus anderen Gründen ignoriert wurde: »Eine Hochschule hat hier keiner gewollt«, bekräftigt eine Anwohnerin, die den Einsturz der Eissporthalle damals vom Küchenfenster aus beobachtet hat. Ihre Vermutung: »Da wird doch Geld geflossen sein.« Stadtsprecher Fuchs weist diesen Vorwurf zurück. Doch wie viel die Fachhochschule der Stadt für die Pacht bezahlt, will er nicht verraten.

### ■ KAMPF UM GERECHTIGKEIT

Robert Schromm hat seine Frau Michaela unter den Trümmern verloren. Der drahtige Mann kommt mit dem Mountainbike zum Unglücksort an der Münchner Allee, mustert das Gelände, schweigt. Er erzählt vom Tag der Katastrophe, alles ist noch präsent: die Blaulichter, die Absperrungen, die roten Jacken der Rettungssanitäter. Schromms Frau starb, doch seine damals fünf Jahre alte Tochter Ricarda überlebte, so berichten es die Retter, »wie durch ein Wunder«. Erst sechs Stunden nach dem Einsturz konnte sie aus den Trümmern geborgen werden. »In dem Unglück gab es eben nicht nur den Tod, sondern auch das Leben«, kommentiert der 46-jährige

Heilpädagoge, »das ist wie Licht und Schatten«. Mit energischen Schritten geht er über das Gelände; Schromm trauert nicht – er ist wütend. »Als Betreiberin der Halle hätte die Stadt den schlechten Zustand erkennen und die Eissporthalle sanieren oder schließen müssen«, sagt er. Doch letztlich wurde nur der Konstrukteur des Daches wegen fahrlässiger Tötung zu einer anderthalbjährigen Bewährungsstrafe verurteilt. »Ein Bauernopfer«, so Schromm. »Im Strafprozess haben nicht die wahren Schuldigen auf der Anklagebank gesessen.« Er will den damaligen Bürgermeister vor Gericht sehen, die frühere Stadtbauamtsdirektorin, den Chef des Hochbauamtes, den Eishallenmeister – sie seien über Jahre hinweg für den Zustand der Halle verantwortlich gewesen, hätten offensichtliche Schäden nicht erkannt.

Robert Schromm will – anders als Franz Zauner – nicht vergessen; er ist unzufrieden: mit der Stadt, den Anwälten, dem Prozess. Schromm berichtet, der Jurist Thomas Kämmer habe ihm damals angeboten, im Prozess eine sehr hohe Schadenersatzsumme für ihn auszuhandeln. Allerdings habe der Jurist sein Engagement an Bedingungen geknüpft – unter anderem solle Schromm fortan nicht mehr mit der Presse sprechen, sämtliche Medienkontakte Kämmer und seiner Kanzlei überlassen. Doch Schromm will sich, wie er es nennt, sein Schweigen nicht erkaufen lassen – und lehnt ab.

### ■ DER MEDIENPROFI

»Bad Reichenhall war ein sehr medienträchtiger Fall«, sagt Thomas Kämmer, der in Bad Reichenhall mehrere Angehörige vertreten hat, darunter auch Franz Zauner. »Natürlich muss da die Medienarbeit koordiniert werden.« Kämmer ist Spezialist, war nicht nur in Bad Reichenhall tätig, sondern auch nach dem

Seilbahnunglück im österreichischen Kaprun oder im Fall der missbrauchten 13-jährigen Stefanie 2008 in Dresden. Derzeit vertritt er Hinterbliebene der Duisburger Love-Parade-Katastrophe. In den Medien wird er meist »Opferjurist« genannt – denn ein Anwalt ist er nicht; ihm fehlt das zweite juristische Staatsexamen. Kämmer beschreibt seinen Job



Evgeny Makarov

Witwer Schromm: »Die wahren Schuldigen haben bis heute nicht auf der Anklagebank gesessen.«

so: »Als Opferbeistand, der in den letzten sieben Jahren Hunderte Betroffene von Unfällen und Gewalttaten betreut hat, habe ich zuallererst das seelische Wohl der Mandanten zum Ziel.« Kritiker zweifeln an der großen Uneigennützigkeit: Besonders ein gemeinsamer Auftritt mit dem jungen Missbrauchsoffer Stefanie in der Talkshow von Johannes B. Kerner brachte Kämmer den Vorwurf ein, vor allem die Kanzlei seines damaligen Arbeitgebers auf Kosten des traumatisierten Mädchens zu bewerben.

Je dramatischer ein Unglück ist, desto größer ist auch das öffentliche Interesse: Viele Anwälte wissen das – und haben sich auf Katastrophenfälle spezialisiert, in denen sie ihren Mandanten spektakuläre Schadenersatzsummen in Aussicht

**Verkauft! 29€**

**Verkauft! 35€**

**Verkauft! 9€**

**Verkauft! 11€**

## EIGENER KOPF, EIGENE MÖBEL!

*Als Student kommt man am großen schwedischen Möbelhaus kaum vorbei. Wer sein Nest dennoch individuell gestalten und gleichzeitig nicht viel Geld ausgeben möchte, schaut dazu am besten bei STILBRUCH vorbei. Das Gebrauchtwarenkaufhaus bietet eine riesige Auswahl an Möbeln, Lampen und Hausrat zu günstigen Preisen. Und da STILBRUCH täglich Nachschub aus Privathaushalten erhält, ist jedes Stück fast immer auch ein Unikat!*

STILBRUCH Wandsbek, Helbingstraße 63 • STILBRUCH Altona, Ruhrstraße 51  
Mo.–Fr. 10–18 Uhr, Sa. 10–15 Uhr

# stilbruch

Das Kaufhaus für Modernes von gestern  
[www.stilbruch.info](http://www.stilbruch.info)



ddp images / Timm Schamberger

Je spektakulärer ein Unglück, desto größer das öffentliche Interesse: Auftakt des Bad-Reichenhall-Prozesses 2008 vor dem Landgericht Traunstein.

stellen, die in die Hunderttausende, mitunter sogar in die Millionen gehen. »Meistens handelt es sich dabei um Vertreter amerikanischer Großkanzleien«, erklärt Schadenersatzexperte Huber. »Kein seriöser Anwalt würde einem Unglücksopfer derartige Größenordnungen vorgaukeln.« Egal ob nach dem Zusammenstoß zweier Flugzeuge über dem Bodensee 2002 oder dem ICE-Unglück von Eschede 1998: In keinem dieser Fälle wurden die zuvor genannten Millionenentschädigungen tatsächlich auch vor Gericht erstritten. Kein Wunder, sagt Christian Huber: »Solche Summen sind in Deutschland völlig unrealistisch.«

Robert Schromm ist wieder zu Hause angekommen und sitzt in seinem Garten. Klares Quellwasser fließt aus einem kleinen Brunnen, hinter ihm erhebt sich die Berglandschaft. Bad Reichenhall: eine Bilderbuch-Idylle, bei Asthma- und Rheuma-Patienten geschätzt für die gute Alpenluft. Mehr als 130 Millionen

Euro verdient die Stadt jährlich an den rund 100.000 Touristen. Bad Reichenhall will als Erholungsort wahrgenommen werden, nicht als Unglücksort. Robert Schromm regt das auf: »Die wollen das Geschehene verdrängen, wollen nur eines: das Eishallenunglück endlich vergessen«, sagt er. Er hingegen will Gerechtigkeit – oder das, was er dafür hält. Und so kämpft er weiter, um die seiner Meinung nach wahren Verantwortlichen vor Gericht zu bringen. Viel Zeit bleibt ihm dabei nicht: Im Januar 2011, fünf Jahre nach dem Unglück, endet die Verjährungszeit für Anklagen. Die Stadt Bad Reichenhall dürfte froh darüber sein.

An anderer Stelle wurden bereits Fakten geschaffen: Wer die Kleinstadt verlässt, kommt an einem handgemalten Stadtplan vorbei; der ganze Ort ist hier in lieblich-kitschigen Details zu sehen. Nur die Stelle, wo einst die Eissporthalle stand, wurde hastig mit ein paar Bäumen übermalt. ■

# Wie komme ich gut durch die Uni?

Tipps und Tricks zum Semesterstart

**Jetzt am Kiosk!**



- Fehler:** Was man aus ihnen lernen kann und wie man die schlimmsten Fehler an der Uni vermeidet.
- Knapp bei Kasse:** Wie man Steuern und Versicherungen so regelt, dass endlich mehr Geld übrig bleibt.
- Echte Freunde:** Was kann eine gute Freundschaft aushalten?



# Spiel ohne Grenzen

Jung, intelligent – und abhängig: Zunehmend finden sich unter Glücksspielsüchtigen auch junge Erwachsene. Gelegenheiten zum **Zocken** gibt es genug.

Text Paul Remien

Fotos Julia Gruner & Philipp Reiss

Seit über zehn Stunden haben Mario und Mesut nichts mehr gegessen – ohne es zu merken. Erst jetzt, als sie frierend in der Kälte stehen und aus der Bäckerei der Duft frischer Brötchen herüberweht, spüren sie ihren Hunger. Es ist fünf Uhr morgens, einen Tag vor Silvester. Mario knurrt der Magen, aber er kann sich nicht einmal mehr ein Brötchen leisten: Sein Portemonnaie ist leer. In den vergangenen Stunden hat er zusammen mit seinem Freund Mesut Tausende Euro verloren, besser gesagt: verzockt. So viel wie noch nie. Mit 50 Euro Einsatz hatten sie am Spielautomaten zunächst 500 Euro gewonnen – und binnen einer Stunde sofort wieder verloren. Also machte sich Mario auf den Weg zum Geldautomaten, vier-, fünfmal in einer Nacht. Insgesamt hat er etwa 2000 Euro abgehoben, ohne darüber nachzudenken: »Ich bin wie ein Zombie Geld holen gegangen.«

Irgendwann hat die Bäckerin Mitleid mit den beiden übermüdeten Männern und schenkt ihnen zwei Brötchen. Gierig schlingen sie das warme Gebäck in sich hinein. Die Szene ist Mario sichtlich peinlich; verlegen guckt er zur Seite. Dann versprechen die beiden Freunde,

sich in Zukunft gegenseitig vom Spielen abzuhalten: »Wir hören auf damit – endgültig!«

Es ist nicht das erste Mal. Alle Schwüre, alle Vorsätze nutzen nichts: Dieses Hochgefühl, wenn am Spielautomaten drei Könige oder drei Pferde grell aufblinken und die pompöse Siegeshymne erklingt. Wenn ein Strom von Münzen sich klirrend in das Fach unter dem Automaten ergießt. Wenn die anderen Spieler neidisch zu Mario herübergucken, andere ihm anerkennend auf die Schultern klopfen. »Macht. Stolz. Euphorie. Endorphine«, so beschreibt er das Gefühl, gewonnen zu haben – oder, wie er denkt: den Automaten überlistet zu haben.

Mario Schrader heißt eigentlich anders: Seinen wahren Namen möchte er nicht abgedruckt sehen. Mario – durchtrainiert, kurze schwarze Haare, große wache Augen, Jogginghose und Kapuzenpulli – ist jung, gerade einmal 24 Jahre alt, im Spielermilieu aber schon ein alter Hase. Seit Jahren zockt er am Automaten, regelmäßig und exzessiv. »Eigentlich wollte ich nie damit anfangen«, erzählt der Industriekaufmann. »Mein Vater war spielsüchtig; ich wollte nie so werden wie er. Doch eines Tages hat mich ein Barmann angefixt: Er hat mich

umsonst spielen lassen. Und prompt habe ich 300 Euro gewonnen.« Es dauerte nicht lange, bis Mario eigenes Geld setzte – immer höhere Beträge, die er schnell wieder verlor: »Irgendwann wollte ich nur noch das Maximum, den Jackpot, kannte keine Grenzen mehr.« Wenn Mario gewinnt, muss das Geld verbrannt werden, und zwar schnell. Früher, bevor er eine Freundin hatte, ist er schon mal ins Bahnhofsviertel gefahren, ins Bordell, legte seiner Favoritin 100 Euro auf den Nachttisch und sagte, nein, befahl: »Wir haben jetzt eine Stunde lang zusammen Spaß.« Nicht umsonst nennen viele Türken in der Automatenzocker-Szene, so wie Marios Freund Mesut, das gewonnene Geld »Haram Para«: Investiert wird es in Zigaretten, Alkohol, Marihuana oder Bordellbesuche. »Haram« heißt so viel wie Sünde, »Para« Geld.

Meistens aber setzen Spieler die seltenen Gewinne sofort wieder am Automaten – so lange, bis kein Geld mehr übrig ist. Marios Sucht ist weit verbreitet; Schätzungen gehen von bis zu 100.000 Spielautomaten-Abhängigen in Deutschland aus. Die Zockerei entfaltet eine zerstörerische Wirkung: 31 Prozent der Spieler gaben in einer Studie der Universität Bremen an, ihre Partnerschaft sei an der Spielsucht zerbrochen; 23 Prozent der Befragten verloren ihren Job. Knapp 70 Prozent sprachen sogar von Selbstmordgedanken.

Der Staat unternimmt keine großen Anstrengungen, die Sucht zu bekämpfen – im Gegenteil: Die erlaubte Dauer eines Automatenspiels wurde von zwölf auf fünf Sekunden gesenkt, was Suchtpotential und Verluste noch steigert. Nach wie vor gelten die Spielautomaten nicht als Glücksspiel, sondern als »Geldspielgeräte mit Gewinnmöglichkeit«. Damit unterliegen sie lediglich dem Gewerbe-

recht; eine stärkere staatliche Kontrolle – vor allem in Form von Schutzsperrern für krankhafte Spieler – wird dadurch unmöglich.

»Ich weiß, dass ich mir durch die Zockerei das Leben versauere«, sagt Mario. »Aber ich kann einfach nicht aufhören, dazu macht es mir noch zu viel Spaß.« Er steht auf den Stufen seiner Lieblingsspielhalle »Saturn«; hier hat er seinen bislang größten Absturz erlebt – jenen, der im Morgengrauen vor der Bäckerei endete. Seine Freundin lässt er in dem Glauben, dass er danach nie wieder gespielt habe.

### Espresso gibt es gratis – damit man wach bleibt und weiterspielt

Auf den Outsider wirkt die Zockerstube alles andere als einladend: Boden und Wände sind grau, es stinkt nach abgestandenem Rauch und Schimmel. Tageslicht gibt es hier nicht. In einer Schale auf dem Tresen steht ein Kasten mit Broschüren, die vor Spielsucht warnen. Er ist randvoll und wird es wohl auch bleiben. Daneben eine Schale mit Bananen, Trauben und Äpfeln. Das Obst gibt es gratis, ebenso Espresso und Cola. »Die Spielhallenbesitzer wollen, dass man wach bleibt und immer weiter zocken kann«, erklärt Mario. »Einmal hat die Bedienung einem Spieler, der seit anderthalb Tagen am Automaten hing, Croissants und Orangensaft gebracht.« Mario begrüßt den Barman mit Handschlag. Im Flüsterton analysiert er seine Umgebung: »Für Zocker hat Geld hier in der Spielhalle keinen Gegenwert. Die Automaten zeigen inzwischen keine Geldbeträge mehr an, sondern nur noch Punktestände. Dass manche binnen einer Stunde ihren gesamten Monatslohn verspielt haben, fällt ihnen erst auf, wenn sie wieder draußen sind.« Man verliere schnell die Übersicht über seine



Gelegenheit macht Spieler: Möglichkeiten zum Zocken gibt es an jeder Straßenecke.

Verluste: Waren es 4000, 6000 oder 8000 Euro im vergangenen Jahr? Eine wesentliche Triebfeder fürs Zocken sei die Konkurrenz unter Spielern: »Wer schafft es häufiger, den Automaten auszutricksen?«

Mario, intelligent, ein Abitur mit einer Zwei vor dem Komma, ist in der Lage, seine Sucht präzise zu analysieren – nur auf eine Frage kann er will er keine eindeutige Antwort geben: »Warum spielst du immer noch, Mario?« »Ich wollte unbedingt Fußballprofi werden und hätte es auch fast geschafft: Vor ein paar Jahren war ich kurz davor, einen Profivertrag zu unterschreiben. Doch der Verein ist pleitegegangen. So eine Chance kommt nie wieder. Das hat mir wohl einen Knacks verpasst«, erzählt Mario. »Vielleicht versuche ich deshalb, als Zocker den großen Wurf zu

landen. Vielleicht will ich mich aber auch einfach nur abreagieren oder von irgendwelchen Ängsten ablenken. Doch das spielt keine Rolle: Ich kann einfach nicht aufhören.«

Also spielt Mario immer weiter. Den Familienschmuck hat er bereits beim Pfandleiher verhökert; zu seiner kranken Oma ist er immer besonders nett – weil er weiß, dass als Dankeschön auch mal ein 50-Euro-Schein für ihn herauspringt. Im Umkreis von einem Kilometer gibt es zehn weitere Spielhallen. Mario kennt sie alle. Und überall verdient der Staat kräftig mit: Die Stadt Köln kassierte über die Vergnügungssteuer im Jahr 2008 allein fünf Millionen Euro, Berlin sogar mehr als neun Millionen. Auch das ist – neben der erfolgreichen Lobbyarbeit der Spielautomatenbetreiber – ein Grund, wes-

halb das Geschäft mit der Zockerei blüht: In den beiden vergangenen Jahren stieg die Anzahl der in Deutschland aufgestellten Automaten von 183.000 auf 220.000 Stück an; im gleichen Zeitraum wuchs der Umsatz der Branche von 5,9 auf 7,8 Milliarden Euro.

### Drei Tage lang bekommt Mario die Geräusche nicht aus seinem Kopf

»Lass uns an den Automaten da drüben gehen«, sagt Mario. »Der wurde gestern ordentlich mit Geld gefüttert.« Auf den knapp 20 Quadratmetern im Spielsalon drängen sich insgesamt zwölf der bunt blinkenden Geräte. Vier andere Spieler sitzen stumm vor ihren Automaten und bedienen mit mechanischen Bewegungen die Tasten. Jeder Druck löst neues Flimmern, neues Gedudel aus: In der Spielhalle herrscht eine Dauer-Kakophonie aus Sirenen, Glocken und Fanfaren. Der zweitwichtigste Einrichtungsgegenstand, gleich nach den Automaten: ein Geldautomat, praktischerweise direkt in der Spielhalle installiert. Hier können die Zocker jederzeit gebührenfrei Geld abheben.

Drei Überwachungskameras filmen sie dabei, denn regelmäßig gibt es hier Randalen: Mal werden Gewinner überfallen, mal rasten Verlierer aus – und schlagen mit den Fäusten oder gar mit dem Kopf gegen die Geräte und holen sich Platzwunden. Wenn sie dabei den Automaten beschädigen, müssen zumindest die Stammkunden keinen Ärger befürchten. Sie haben sich ihren Ausraster verdient.

Mario wirft erst einmal zehn Euro in den Automaten. »Book of Ra« heißt das Spiel: In schneller Reihenfolge flimmern Symbole – Bücher, Buchstaben, Cowboys – über den Bildschirm und bleiben irgendwann stehen. Marios Augen funkeln; in

den nächsten fünf Minuten werden sie den Bildschirm nicht einmal verlassen. Routiniert bedienen seine Finger die Spiel Tasten. Während die anderen Spieler apathisch wirken, dreht Mario jetzt auf: Er rutscht auf dem Barhocker herum, spricht plötzlich schneller, fiebert richtig mit. »Ich brauche diesen Kick, diese Aussicht, viel zu gewinnen, aber auch viel verlieren zu können. Es ist auch die Freude am Leiden«, beschreibt Mario seine Gefühle. »Und dann kommt noch das Sinnliche hinzu: die Musik, die Lichter, das Klingeln der Münzen.« Vor wenigen Tagen hat er noch davon berichtet, dass seine Ärztin ihm Antidepressiva verschreiben wollte, weil er drei Tage hintereinander nicht schlafen konnte. Die Geräusche des Automaten wollten einfach nicht mehr aus seinem Kopf verschwinden. Mario wurde aggressiv, machte Fehler bei der Arbeit.

80.000 Punkte haben sich mittlerweile auf Marios Konto angesammelt, das entspricht etwa 80 Euro. Mario will weiterspielen, hat Blut geleckt: »Ich sollte weitermachen. Der Automat ist geladen, ich spüre es.« Doch nach dem Gespräch über seine Sucht will er zeigen, dass er sich auch beherrschen kann. Widerwillig drückt er die Stopp-Taste. Bis der Automat den Betrag vom Punkte- auf sein Geldkonto umgebucht hat, dauert es mehrere Minuten – ausreichend Zeit, um das Spiel noch einmal neu zu starten.

Marios kämpft mit sich selbst, vor allem als die 40 Zwei-Euro-Münzen aus dem Automaten rasseln. Doch er rafft sich schließlich auf. Mit seinem kleinen Gewinn in der Tasche geht es nach Hause. Auf den Treppen seiner Lieblingsspielhalle dreht er sich noch einmal um: »Ich gehe jetzt schlafen. Die Spielhalle werde ich sobald nicht mehr betreten«, beteuert er – nicht zum ersten Mal. ■

## GEWINNSPIEL

INJEKTION verlost eine **Laptop-Tasche** »Ben« von Freitag – sowie viele weitere Gewinne.

Jetzt online teilnehmen!



[WWW.INJEKTION-ONLINE.DE/GEWINNEN](http://WWW.INJEKTION-ONLINE.DE/GEWINNEN)

FREITAG

Blatt  
sucht Macher.

HALBSTARK ist ein Magazin aus Hamburg, am Campus produziert von INJEKTION.

HALBSTARK sucht deine Unterstützung: als **Autor, Fotograf, Illustrator oder Anzeigenbetreuer.**

Wir freuen uns auf dich:  
[mitmachen@halbstark-online.de](mailto:mitmachen@halbstark-online.de)



[www.halbstark-online.de](http://www.halbstark-online.de)



Foto: Filmlichter

## »Auskosten, so lange es geht«

### Schauspieler **Robert Stadlober** über seine aktuellen Filme, Luxus und das langsame Erwachsenwerden

Interview Dominik Betz

**In deinem Film »Zarte Parasiten« (siehe Kasten) geht es um ein Paar ohne festen Wohnsitz, das freiwillig im Wald lebt. Warum die Gesellschaftsflucht?**

Ich glaube, viele Menschen unserer Generation bemerken irgendwann, dass ihnen etwas fehlt. Das Stromlinienförmige genügt nicht, also machen sie sich auf die Suche – nach ihrer Identität, nach einer Bestimmung. Hier setzen auch die Filmfiguren Jakob und Manu an. Sie sind nicht einverstanden mit den Regeln, die ihnen das Leben vorgibt. Also wagen sie ein Experiment, zugegeben ein ungewöhnliches.

**Sie zocken mit Gefühlen, liefern Zuneigung gegen Bezahlung. Warum?**

Für Menschen da sein, Emotionen ansprechen und dafür Geld bekommen – die »Parasiten« sehen das in erster Linie als romantische Idee. Sie wollen etwas verändern, aber auch nicht die blaugrünen Samariter spielen. Eigentlich

sind sie keine Aussteiger, sondern Grenzgänger. Sie wollen herausfinden, wie korrumpiert die Gesellschaft ist.

**Und ihre »Opfer« lassen sich bereitwillig korrumpieren?**

Ihre Kunden sind Menschen, die ein großer, unerfüllter Wunsch nach Nähe umtreibt. Und die »Parasiten« können diese Sehnsucht stillen, gleichzeitig ziehen sie selbst emotionale Erfüllung daraus, anderen helfen zu können.

**Und eben auch Geld.**

Aber nur Kleinbeträge; sie nehmen von ihren Kunden ein Taschengeld: 100, mal 200 Euro. Eigentlich geht es nur ums Überleben; letztlich ist Geld für die beiden Mittel zum Zweck, ein notwendiges Übel. Wir sprechen hier nicht von einer Geschäftsidee, um Bares anzuhäufen. So nach dem Muster: Komm, wir sparen was für eine kleine Butze an der Ostsee.

**Die »Parasiten« wollen sich also möglichst wenig abhängig machen – gerade von Geld. Geht's dir da ähnlich?**

Auf jeden Fall! Ich wohne in zwei WGs, habe ein Zimmer in Berlin und eines in Wien. Da zahle ich jeweils unter 200 Euro Miete. Auch sonst habe ich keinen gesteigerten Drang nach weltlichen Dingen. Aufgrund meines Berufs konnte ich in bestimmten Phasen relativ viel verdienen. So blöd es klingt: Ich bin immer recht großzügig mit Geld umgegangen.

**Und leistest dir auch noch dein eigenes Plattenlabel »Siluh Records«.**

Da niemand mehr Platten kauft, ist das ein perfekter Weg, um Geld zu verbrennen. Andererseits betreiben wir das Label hauptsächlich, um Künstler zu fördern, deren Musik wir mögen. Da fließt das meiste Geld rein, den Rest gebe ich für ganz praktische Bedürfnisse aus: Ich bin ständig unterwegs, gehe gerne essen und kaufe Bücher. Das war's so ziemlich. Natürlich bin ich an einem Punkt in meinem Leben, an dem ich mir diese Freiheit auch nehmen kann. Ich habe keine Familie, keine Kinder, muss also für niemanden sorgen – diesen Zustand möchte ich auskosten, solange es geht.

**Am Ende des Films stehen auch die Hauptfiguren vor Veränderungen. Ihr Experiment geht dem Ende zu, nichts ist mehr, wie es war. Eine Parabel auf das Erwachsenwerden?**

Meine Filmfigur Jakob bemerkt, dass seine Handlungen eine größere Tragweite haben als ihm zuvor bewusst war. Dadurch hat sich viel verändert, es gibt kein Zurück. Diese Erkenntnis ist ja vielleicht auch das, was hinter dem Erwachsenwerden steckt: zu bemerken, dass es Leute um einen herum gibt, die durch unser Tun beeinflusst werden. Das ist es dann wohl auch, was man unter »Verantwortung übernehmen« versteht.

**Fühlst du dich mittlerweile erwachsen?**

Ich würde sagen, ich bin angekommen, aber nicht erwachsen. In den letzten Jahren ist mir klargeworden, dass es Wichtiges gibt, als der Shooting-Star des

### Zarte Parasiten

**Geld gegen Gefühle: Ein Film, im dem Emotionen zur Dienstleistung werden**

Ein Schlag nimmt alles vorweg: Jakob (Robert Stadlober) und Manu (Maja Schöne) verlassen gerade die Disko, als ihnen ein Mann folgt. Er will wissen, was sie vorhaben: Darf er mitkommen zu ihnen nach Hause, zu ihnen ins Bett – immerhin habe er die Drinks ausgegeben. Ein Wortwechsel, dann ein Kopfstoß, und der Mann liegt blutend auf dem Boden.

Nein, die »Zarten Parasiten« spenden zwar Zuneigung, aber das ist ihr Spiel – nach eigenen Regeln. Die Aussteiger füllen eine Leerstelle im Leben einsamer Menschen. Dafür nehmen sie Geld, gerade so viel, dass es zum Leben reicht. Über den Handel wird nicht gesprochen, ihre Kunden sind dankbar, vielleicht auch ahnungslos. Da ist die alte Frau Katz, bettlägerig und vereinsamt. Versunken in Melancholie, möchte sie noch einmal die Liebe spüren. Und dann ist da das Ehepaar, deren Sohn ums Leben kam. Die »Parasiten« geben, was sie selber suchen: Nähe und Zuneigung. Normalerweise bleiben die beiden, solange der Reiz am Neuen anhält – doch dann findet Jakob Gefallen an seiner Rolle als verlorener Sohn. Das Spiel beginnt zu zerfallen.

Die Regisseure Christian Becker und Oliver Schwabe haben keine Sozialstudie, sondern ein feines Psychospiel geschaffen – mit Hilfe ihres Wunscharstellers Robert Stadlober, dem sie die Hauptrolle auf den Leib schrieben. »Zarte Parasiten« ist ein ruhiger, präzise durchkomponierter Film, der vieles bewusst offen lässt. Einige Szenen und Dialoge geraten zwar ein wenig künstlich, doch die atmosphärische Dichte reicht aus für 90 Minuten nervöser Anspannung.

deutschen Films zu sein. Ich presche nicht mehr so heißspornig auf die Dinge los und blende alles andere aus – was ja ein Merkmal der Jugend ist. Früher habe ich mich auch mal mit Menschen und Projekten beschäftigt, die mich nicht so interessierten – dafür ist die Lebenszeit aber zu kostbar. Heute beschränke ich mich auf zwei, drei Filme im Jahr, die mir wirklich am Herzen liegen.

**Der Film »Zarte Parasiten« handelt auch von Entschleunigung, der Flucht aus einem komplexen Alltag. Ist es nicht paradox, dass jeder so intensiv wie möglich leben möchte und sich gleichzeitig wünscht, der Überforderung zu entkommen?**

Ich habe schon das Gefühl, dass alles immer schneller geht; manchmal sitze ich da und denke: »Verdammt, wo ist die Zeit geblieben?« Das hat auch mit mobiler Kommunikation und dem Internet zu tun, man ist ja ständig damit beschäftigt, seinen Status zu aktualisieren. Auch andere haben diese große Erwartungshaltung an einen, das endet zwangsläufig in Stress. Da ich jedoch das Glück habe, im Verhältnis zu meinem Alter gut zu verdienen, leiste ich mir einen großen Luxus: Von Zeit zu Zeit packe ich meinen Rucksack und reise zwei, drei Monate durch die Welt, bin nicht zu erreichen – und habe meine Ruhe.

**War diese Sehnsucht nach Ruhe auch der Grund dafür, dass du in deiner Schulzeit Förster werden wolltest?**

Mit elf Jahren bin ich mit meiner Mutter von der Steiermark nach Berlin gezogen, ich habe die Berge, den Wald vermisst. Da dachte ich, dass Förster zu werden der einfachste Weg sei, all das zurückzubekommen. Als ich mich dann etwas näher damit befasst habe, fiel mir auf, dass Forstwirtschaft doch nichts für mich ist. Jahrzehntlang im Wald herumzulaufen ist vielleicht doch ein wenig anstrengend – und einsam.

**Bei den »Parasiten« geht es auch um zerbrochene familiäre Beziehungen, speziell um das schwierige Verhältnis von Kindern zu ihren alternden Eltern.**

Wie so viele habe ich das Thema relativ lange vor mir her geschoben. Ich bin ja mit 15 von zu Hause ausgezogen, wollte möglichst autark leben. Mit meinen Eltern hatte ich in all den Jahren wenig Kontakt. In letzter Zeit habe ich nun begonnen, über diese Dinge neu nachzudenken; meine Eltern werden älter, die Dinge verändern sich. Es ist nicht so, dass ich sie ständig sehen müsste, sie als meine besten Freunde bezeichnen würde oder so einen Quatsch. Aber ich hatte in den letzten zwei Jahren mehr Kontakt zu meiner Familie als je zuvor. Und zu erkennen, dass man Verantwortung trägt, ist durchaus ein schönes Gefühl.

**Im Winter kommt dein nächster Film in die Kinos: »Kottan ermittelt - Riene va plus«. Worum geht's?**

Das war eine österreichische Krimiserie aus den Achtzigern, sehr gut, absurd und surreal, quasi die österreichischen Monty Python. Und nun hat der Regisseur von damals – Peter Patzak – aus dem Stoff einen Kinofilm gemacht. Viele Original-Darsteller von damals sind mit an Bord, darunter der Ermittler; ich spiele seinen ewigen Assistenten. Ein Traum, da ich ein großer Freund der Serie bin: Wer mit 15 ab und zu mal einen Joint geraucht hat, guckte dazu »Kottan ermittelt«. ■



**Robert Stadlober,** geboren 1982 in Kärnten, feierte mit dem Kinodrama »Crazy« seinen Durchbruch als Schauspieler. Er spielte außerdem in Filmen wie »Sonnallee« und »Jud Süß – Film ohne Gewissen«. Seit 2010 ist er zudem wieder mit seiner Band Gary aktiv, die er vor zehn Jahren gegründet hat.

Foto: Matthias David

# Drogen, Medikamente, Alkohol...

... endlich kostenlos und anonym

NUR FÜR ECHE HAMBURGER JUNGS UND DEERNS!

kointer.de



## Keine Märchen mehr

Besondere Beziehung: »Ich liebe sie nicht. Ich bezahle sie.« Eine **Kurzgeschichte**

Ihre Augen sind groß und dunkel. Sie sieht mich an dabei, wie immer; weil ich es möchte. Ich habe keine Ahnung, ob sie es sonst auch machen würde. Sie sagt, dass ich anders bin. Auch das könnte sie bei allen sagen. Manchmal schläft sie ein, oft entschuldigt sie sich, ich sage, es macht doch nichts. Sie ist nicht die einzige, die einschläft. Die meisten haben Schatten im Gesicht. Das Innere sieht man nicht. Sie behauptet, sie sei achtzehn, ich habe mir abgewöhnt zu schätzen. Machen wir uns doch nichts vor, wir kommen deshalb her. Genau deshalb gehen wir diese Straßen auf und ab, angewidert und fasziniert vom Abfall. Menschlicher Müll, hat sie am Anfang mal gesagt. Ich musste darauf nicht antworten.

Wenn sie gut drauf ist, erzählt sie mir etwas. Wenn es nicht zu lang her ist, dann glänzt ihr kleines Gesicht, und sie wirkt lebendiger. Warum sie angefangen hat, erzählt sie nie, und ich frage nicht. Die meisten Geschichten sind gleich, es ist seltsam, wie naiv sie sein kann, trotz allem. Wie sie sich über die Schlechtigkeit der Menschheit im Allgemeinen und im Besonderen aufregt. Vielleicht bin ich ebenfalls ein schlechter Mensch. Sie ist zwei Jahre älter als meine Tochter.

Es ist nicht so, dass ich mir nicht mehr leisten könnte. Hier geht es um zwanzig, dreißig, und selbst darum wird noch gefeilscht. Ich könnte das Zehnfache ausgeben, es würde nicht auffallen. Ich habe es versucht. Immer war es schnell, ruhig und professionell. Das kostet extra. Das auch.

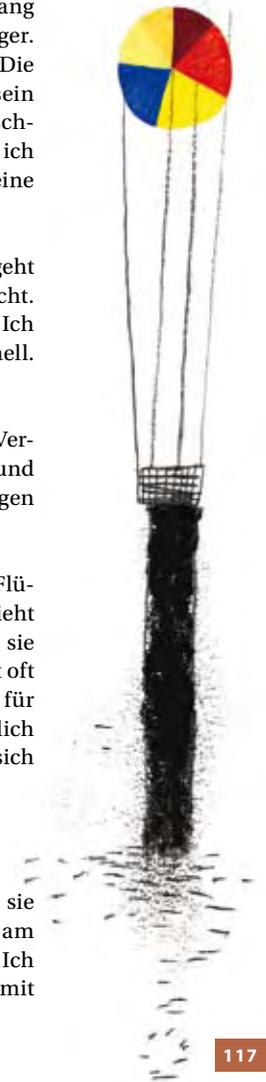
Die Mädchen hier erzählen, ich kenne welche, die ihre ganze Vergangenheit vor dir ausbreiten, es gibt nicht viel. Sie lächeln und gähnen und plappern über die alte Verzweiflung in ihren Augen hinweg.

Ich streiche über ihre schmalen Hüften. Ihre Schultern zwei Flügel. Manchmal vergesse ich etwas und gebe ihr Namen. Sie sieht mich immer nur stumm an. Ich liebe sie nicht, ich bezahle sie nur. Manchmal gehen wir einfach etwas essen. Sie sagt, sie ist oft zu beschäftigt, um an essen zu denken. Oder es reicht nicht für beides. Sie zieht mich an. Mit ihrem Körper, der so oft so kindlich wirkt, dass er mir unheimlich ist, mit ihrer Gefangenschaft in sich selbst.

Willst du aufhören. Soll ich dir helfen.

Sie schüttelt mitleidig den Kopf. Sie erkennt eine Lüge, wenn sie sie hört; meistens. Zuerst habe ich mich immer umgezogen, am Anfang, ich war unsicher. Ich hatte sie noch nicht gefunden. Ich hatte Angst, dass mich diese Frauen für einen halten, der damit

von  
Ann-Christin Kumm



angibt. Sie, die halb so alt sind wie ich und doppelt so abgebrüht. Dann musste ich vorher zu einem Kunden, konnte nicht zwischendurch nach Hause. Sie strich ganz leicht über den Stoff, ich weiß nicht, was sie für das Zeug ausgibt, aber es muss einiges sein, und ich trage es spazieren. Mir war es peinlich, ihr nicht. Alles für den Stein, denke ich.

Ich habe es ein-, zweimal gesehen, das reicht mir, ich habe sie gebeten, es nicht in meiner Gegenwart zu tun. Es ist sinnlos, ich weiß sehr genau, was sie dann treibt, trotzdem. Zehn Minuten, sagt sie. Manchmal finde ich es unglaublich.

Ich gehe eigentlich nur noch zu ihr, wir machen keine große Sache daraus, aber ich bin enttäuscht, wenn ich sie nicht finde, wenn jemand anders sie hat. Manchmal gebe ich ihr mehr als vereinbart, sie nennt das Tarif, ich fühle mich immer unwohl, hinterher. Nimm mir vor, es nicht mehr zu tun, tue es wieder. Als ob es nicht darum ginge. Als ob es kein Geschäft wäre.

Ich halte sie im Schoß, während sie schläft. Meine Hand streicht durch ihre Haare, von selbst. Ihr Atem ist flach. Ich frage mich, wie sie es schafft, nicht endgültig kaputtzugehen. Aber ich habe keine Ahnung. Ich gehe ungeschickt in ihrer Welt umher, wenn ich genug habe, verlasse ich sie wieder, und ich bilde mir ein, irgendwelche Spuren zu hinterlassen.

Ein arroganter Feigling, denke ich, beobachte ihre kleine Brust, die sich kaum hebt und senkt. Ich könnte sie wecken. Ich könnte sie auch anfassen, ohne sie zu wecken. An meinem Handgelenk wird die Zeit gemessen. Am Anfang stellte ich mir das anders vor, heruntergekommener. Die kleine Lampe wirft ein Licht auf uns, das Schatten malen will. Meine Fantasien und die Wirklichkeit haben nicht besonders viel gemeinsam. Ich beuge mich vor und rieche an ihr. Sie wacht auf, ohne die Augen zu öffnen, sie grinst.

Warum hast du mich nicht geweckt, sagt sie. Ich weiß nicht.

Von mir aus könnten mich alle fürs Schlafen bezahlen, sagt sie. Als sie mich ansieht, sind ihre Augen unruhig. Ich sage nichts; ich stehe auf und schließe die Tür hinter mir. Ich wurde nie für einen Träumer gehalten.

Ich habe aufgehört, mich umzuziehen, weil ich den Blick von ihr mag, den, der meinem Anzug gilt. Ich ekle mich vor mir selbst deswegen, aber ich lasse es nicht. Ich bin jede Woche hier, manchmal öfter. Der Abend hat angefangen, lauter und nasser zu werden, ich habe meinen Schirm vergessen. Ich kann mich über Kleinigkeiten ärgern. Ich frage mich manchmal, was man von mir denkt, von

meinen schnellen, zielgerichteten Schritten, ich höre kaum noch, wenn mich eine anspricht. Die meisten warten, wer hier ist, weiß warum.

Ich erkenne sie erst nicht, sie sitzt vor dem Gebäude, an die Mauer gelehnt, Neonbuchstaben flackern in ihrer Nähe. Jemand fragt sie, geht dann weiter, hat keine Antwort erhalten, hat einen Schein in der Tasche, der ausgegeben werden muss.

Achso, sagt sie, als ich bei ihr bin, fast unverständlich. Ich will sie fragen, warum sie im Regen sitzt, sitzt, nicht steht, es kommt mir sinnlos vor. Ich streiche ihr die Haare aus dem Gesicht, ich habe das schon tausendmal gemacht, ich setze mich zu ihr, als sei es egal. Als sei alles wie immer. Sie ist eiskalt, ich lege die Arme um sie. Ihr Körper lehnt schwer an mir und gleichzeitig schrecklich leicht. Ich habe das Gefühl, ihre Augen sind zu tief im Gesicht. Ich nehme ihre Hand, sie ist klein und zart, sie reagiert überhaupt nicht.

Ihre Flügelschultern an meiner Brust, ich kann sie ganz deutlich spüren, ihr Pullover existiert für uns nicht, so wie die Straße für uns nicht existiert, die Vorübergehenden, nichts.

Ich muss sie reinbringen, denke ich, ein Bett, ein Arzt. Ich bringe nichts heraus. Jemand sieht uns kurz an, geht weiter. Ich denke daran, wie sie vor dem Waschbecken steht, ihre präzisen Bewegungen, zu schön, um sie mechanisch zu nennen. Ihre dünne Haut, die einen dünnen Körper überzieht. Ich, ich finde sie schön.

Ich habe das Gefühl, ich kann sie nicht wärmen, es ist alles falsch herum, mir wird immer kälter. Es ist alles falsch.

Ich sage ihren Namen, leise, oder das, was sie dafür ausgibt, ihre Bewegung ist unmerklich. Es macht nichts, denke ich, wir bleiben einfach hier sitzen, denke ich. Sie muss ins Warme, denke ich. Aufstehen, sie aufheben.

Nichts gehorcht mir. Die Fragen, die beantwortet, die Blicke, die erwidert werden wollen. Arroganter Feigling. Ich sitze, streichle ihre Hand, ihr Gesicht.

Ich begreife nicht.





## Peter und der **Wein**

Deutschlands nördlichster Weinberg liegt auf **Usedom**. Hier hat sich Peter Noack sein eigenes Reich geschaffen. Begonnen hat alles mit dem Traum vom eigenen Restaurant – doch Noacks Unternehmergeist war in der DDR suspekt.

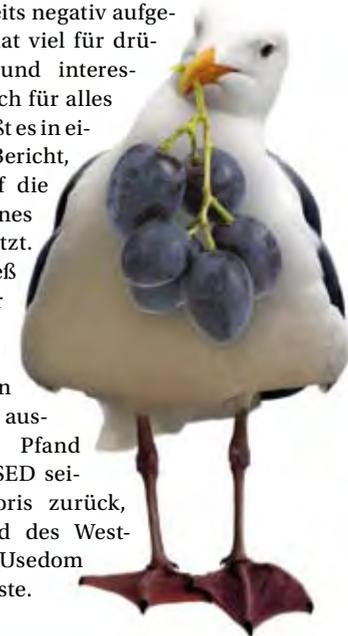
Text Oskar Piegsa

**K**uckma': Die Kleinen, datt war'n die Schlimmsten im Kommunismus.« Peter Noack, 58, sitzt am Kapitänstisch und erklärt die Welt. Die Bluejeans trägt er von Armani, das Hemd weit aufgeknöpft, und in der Garage hinter seinem Restaurant »Waterblick« steht ein Pickup-Truck mit amerikanischen Ausmaßen, amerikanischem Motorensound, amerikanischer Flagge am Heck. Der wilde Westen – mitten im Osten, im 1000-Seelen-Örtchen Loddin auf der Insel Usedom. Noacks Pickup parkt neben seinem Weinberg. Und der Auffahrt, über die regelmäßig die schönsten Mädchen Usedom promenieren. Peter Noack ist Unternehmer, Genussmensch, Antikommunist, und das einzige, was nicht amerikanisch an ihm ist, ist sein norddeutscher Schnack. »Kuckma'«, sagt er oft, wenn er aus seinem Leben erzählt.

»Ich war 1986 in einem Restaurant im Westen«, sagt Noack. »Kuckma', bei uns in der DDR war die Gastronomie ja Mist. Die Leute waren unfreundlich, du musstest lange warten, oft war gar

nichts zu essen da. Du lädst die Kinder in den Wagen, kurvst zwei Stunden über die Insel, und am Ende müssen trotzdem alle hungrig ins Bett. Ich dachte: Datt kannste besser!«

Damals war Noack bei der Fischereigenossenschaft Inselfisch Karlshagen beschäftigt und den Kleinen im SED-Regime bereits negativ aufgefallen: »N. hat viel für drüben übrig und interessiert sich auch für alles von da«, heißt es in einem Stasi-Bericht, der sich auf die Aussagen eines Kollegen stützt. Dennoch ließ man ihn zur Silberhochzeit seines Cousins in den Westen ausreisen. Als Pfand behielt die SED seine Frau Doris zurück, die während des Westbesuchs auf Usedom bleiben musste.



## »Gutes Grillfleisch gab es zu DDR-Zeiten vielleicht im Interhotel, aber nicht für die normalen Dösbaddels«

Als Noack heimkehrte, beschloss er, zusammen mit der gelernten Buchhalterin ein Restaurant zu gründen und Gastronom zu werden. »Ich hab gesacht: Watt die im Westen können, können wir auch. Sie hat gesacht: Gut, wir machen datt.«

Durch die Panoramafenster des »Waterblick« schaut man auf das Achterwasser, eine fast vollständig von der Insel Usedom umschlossene Ostseebucht, herab. Die sanften Wellen spielen die Abendsonne ins Restaurant. Drinnen hängen Schiffsmodele, Fischernetze und Porträts wettergegerbter Seebären, deren Bärte zerzaust sind, die Pfeifen zwischen ihre spröden Lippen pressen und die Häuse in den Sturm recken: Kurs halten, trotz Gegenwind.

»Als ich die Gründung des Restaurants beantragte, war die Dorfbürgermeisterin dagegen«, sagt Noack. Sein Antrag an die SED-Bürokratie scheiterte. Wenige Jahre später bewarb sich Noack erneut. Auf der anderen Seite des Achterwassers, auf dem Festland, garte es bereits. In Leipzig wuchsen sich die Montagsdemonstrationen langsam zur friedlichen Revolution aus. Das Ende der DDR nahte, doch Noack ahnte nichts. Er plagte sich weiter mit den kleinen Kommunisten, die in Loddin das Gerücht verbreiteten, bei seinen Plänen sei Westgeld im Spiel. Dennoch wurde der Bau dieses Mal bewilligt. »Die Bürgermeisterin war nicht begeistert, aber der Beschluss kam von oben, von den Oberkommunisten«, berichtet Peter Noack. »Die wussten ja schon, dass die DDR wirtschaftlich im Arsch war.« Weil es in der DDR keine Firmen gab, die Aufträge privater Bauherren annahmen, begann Noack im Mai 1989,

zusammen mit Freunden sein Restaurant zu bauen. »Einer brachte Kabel vorbei, ein anderer hatte Steine übrig, ein dritter kannte einen Maurer. Hier ist alles selber gemacht, meist aus altem Baumaterial.« Mit sanftem Blick streicht er die Finger über das massive Holz des Kapitänstischs. Anderthalb Jahre nach Baubeginn wurde das Restaurant im August 1990 eröffnet. Die Mauer war inzwischen gefallen, Steaks und Filet gab es nun auch ohne staatliche Edelfleisch-Lizenz zu kaufen. »Auf der Karte standen Cordon Bleu und Grillspieße«, erinnert sich Noack. »Gutes Grillfleisch gab es zu DDR-Zeiten vielleicht im Interhotel, aber nicht für die normalen Dösbaddels. Deshalb wollten wir grillen. Und zu jedem Gericht haben wir zentnerweise Pommes gemacht, das hat's vorher ja auch nicht gegeben.« Peter Noack zapfte Bier, seine inzwischen verstorbene Frau kochte, für den Service wurde eine Frau aus dem Ort als Kellnerin engagiert.

Nach der Wiedervereinigung zog es immer mehr Touristen aus den alten Bundesländern in die ehemaligen Kaiserbäder auf Usedom. Auch das Restaurant im Hinterland profitierte vom Tourismus. Die Gäste schätzten die Gastfreundschaft und den Blick über das Achterwasser, sagt Noack – nur eines wollten sie nicht: Fleisch und Pommes. »Die kamen und bestellten Fisch. Kein Problem: Fisch gab's hier ja immer schon genug.« Der Unternehmer lernte schnell, seine Westkundschaft zufriedenzustellen und sich in der Marktwirtschaft zu behaupten. Die Pommes wurden durch Salzkartoffeln ersetzt, die Schnitzel durch hausgemachte Edelfischsülze, gebratene



Christian Palm, not-only-pixel.de

Weinreben auf Usedom: »Früher haben die hier Bier gesoffen wie die Irren, heute wollen alle Wein.«

nen Zander und Aal in Dillsoße, Noacks Leibgericht. Heute hat das »Waterblick« 14 Angestellte.

»Durch den Tourismus hat sich die Insel toll entwickelt«, meint Peter Noack. Auch die Usedomer seien anspruchsvoller geworden. »Früher haben die hier Bier und Asti Spumante gesoffen wie die Irren. Heute wollen alle Wein. Und immer nur trocken.« Seit einigen Jahren ist Noack selbst Winzer, am Hang hinterm Haus hat er gut 40 Quadratmeter für Cabernet-Sauvignon-Reben abgesteckt, das bringt pro Jahr immerhin 80 Flaschen der Hausmarke »Loddiner Abendrot«. »Wein ist Unkraut, der wächst auch im Sand«, sagt Noack. »Und Sonne haben wir auf Usedom genug« – statistisch gesehen gibt es nirgendwo in Deutschland so viele Sonnentage wie hier.

Jetzt wirbt Noack mit dem Titel »nördlichster Weinberg Deutschlands« und macht jeden Herbst zur Rebllese ein

Fest, bei dem er junge Frauen zur Wahl der »Usedomer Weinkönigin« auflaufen lässt. Fernseheteams sind deshalb schon gekommen, auch die Prominenz aus der Umgebung und sogar Egon Krenz. Dieses Jahr fiel das Weinfest mit dem zwanzigjährigen Jubiläum des »Waterblick« zusammen, doch die Konkurrenz schläft nicht. Kürzlich begann ein Winzer, Reben auf Sylt anzubauen. Drei Jahre dauert es, bis die erste Ernte eingeholt werden kann, dann ist der Titel »nördlichster Weinberg« futsch. Peter Noack schweigt erst einmal. Dann fragt er: »Schleswig-Holstein, ist datt nördlicher als hier?« Er erhebt sich vom Kapitänstisch, deutet in Richtung Vorzimmer, dorthin, wo großformatige Porträtfotos der Weinköniginnen hängen, Blonde, Brünette, Dunkelhaarige, allesamt Pommerinnen, die schönsten Töchter der Insel. »Kuckma'«, sagt er und lächelt dabei wieder, »datt sollen die uns ersma nachmachen, da in Schleswig-Holstein.«

# Dreck und dicke Dinger

So war der Sommer nicht geplant: leere Taschen, keine Freundin und eine ungeschriebene Masterarbeit. Unser Kolumnist wagt die **Flucht nach vorn** – und landet erst mal ganz unten.

**W**eit hinein in den Horizont zieht sich eine tote Landschaft aus Zelten, sie sind durchgelacht, durchgeschrien und durchgefeiert worden. Das Southside ist vorbei, knöcheltiefer Schlamm und Endzeit-Atmosphäre sind allgegenwärtig. Nach einem Festival bleibt immer etwas liegen, bei solch apokalyptischen Regenfällen wie anno 2010 im tiefsten Süden Deutschlands ist es eben eine ganze Zeltstadt. Campingstuhl-in-Linseneintopf-Stilleben trocken im Dreck fest, denn es ist heiß.

Jetzt, nach tagelangem Monsun, ist es plötzlich heiß. Ich könnte die aufkommende Sonne genießen, aber fürs Genießen war die gestrige 16-Stunden-Schicht zu lang, ja die ganzen acht Tage hier fernab der Heimat. Ich kam an, bevor es ein Festival gab, und werde fahren, da nur noch die Geisterstadt steht. Mein Uni-Abschluss ist in weite Ferne gerückt, denn ich muss Geld verdienen. Rechnungen müssen bezahlt wer-



Eine Kolumne von Nik Afanasjew

den, Hartzen beim Staat ist nicht drin, auch kein Beteln bei Vati – und Omas Portemonnaies aus den Handtaschen ziehen, das... das bringe ich einfach nicht.

Eigentlich ist mir Geld ja egal, und damit bin ich beim entscheidenden Wort angekommen: eigentlich. So viele eigentlich-Menschen kellnern sich durch die Großstädte: *Eigentlich bin ich DJ*, raunt der Typ mit Irokesen-Schnitt, als er meinen Kaffee ohne alles bringt, *eigentlich bin ich Tänzerin*, haucht die hüftschöne Bedienung, nachdem ich mich doch für Zucker entscheide. So gewandt umkurvt sie die Tische, an denen Jungkreative zu Mittag frühstücken, dass ich ihr glauben möchte, allein...

Auch ich will die Biegungen des Lebens geschickt begradigen und kann es trotzdem nicht verhindern: Ja, ich bin ein eigentlich-Mensch. Die Tätigkeiten, mit denen ich Geld verdienen muss, entsprechen nicht meinen Fähigkeiten, und das Studium bleibt auf der Strecke. Ei-

gentlich schreibe ich meine Abschlussarbeit, in Wahrheit jobbe ich mich um Kopf und Kragen. Kellnern kommt dabei nicht in Frage, der Geist ist willig, doch meine Leber williger. Zum Glück gibt es andere Jobs – ich habe einige ausprobiert. Werbetexten zum Beispiel.

*Eine Brustvergrößerung Wetzlar ist jederzeit möglich. Machen Sie Ihre Brustvergrößerung Wetzlar und fühlen sie sich jederzeit wohl und geborgen. Nur mit einer preisgünstigen Brustvergrößerung Wetzlar haben Sie das Selbstvertrauen, das Sie so dringend benötigen.*

Suchmaschinen-optimierte Werbung nennt man das, bei entsprechender Google-Anfrage taucht mein Text auf. Ich fühlte mich schäbig, und nachdem ich den Rest der Nacht mit Brustvergrößerung Köln, Brustvergrößerung Garmisch-Partenkirchen und Brustvergrößerung Bautzen verbrachte, war mir sogar schlecht. Es wurde auch nicht dadurch besser, dass die gleiche Firma Schamlippen-Verkleinerungen in Zwickau anbot. Der arme Hund, der diesen Text schreiben musste...

In Bautzen wurden DDR-Häftlinge gefoltert, aber dass ich das weiß, nützt gar nichts. Allgemeinbildung und allgemeines Pleitesein gehen so gut Hand in Hand wie Oliven und Ciabatta – bei mir gab es Thunfisch aus der Dose. Also schrieb ich weiter, bis der Auftraggeber eine wütende E-Mail schickte. Ich sollte die neuen Melonen bitteschön nicht wie der Marktschreier die reifen Tomaten ankündigen, die betroffenen Frauen müssten mit Samthandschuhen angefasst werden. Ich wollte antworten, dass ich gerne selbst ein paar Mandarinen in meine Pfoten kriegen würde, aber ich habe ja keine Zeit, ich muss Geld verdienen. Doch das tat ich nicht, stattdessen etwas viel Dümmeres.

*Dicke Dinger in Dünnkirchen, aufgeht's! Mit Dicke Dinger in Dünnkirchen haben Sie auch im kältesten Winter ordentlich Holz vor der Hütte. Dicke Dinger in Dünnkirchen, tu es. Dicke Dinger in Dünnkirchen, mach schon. Dicke Dinger in Dünnkirchen, los!*

Ich schickte die E-Mail ab und wartete. Vier Minuten später war ich gekündigt. Eine Stunde danach betrunken.

Es war Zeit für einen Strategiewechsel. Ich fand ein neues Mittel gegen Geldsorgen: körperliche Arbeit. Wer lange genug vor dem Laptop sitzt, der sehnt sich plötzlich nach Schweiß und Fleiß. Lange musste ich nicht suchen, auf einer Baustelle in bester City-Lage war Muskelkraft gefragt. Mit freiem Oberkörper ging es zur Sache, die Sonne und eine Polen-Kolonnen an meiner Seite. »Diese Holzplatten, die im Beton eingetrocknet sind – die müssen da raus«, sagte der Vorarbeiter und reichte mir einen großen Hammer. Er selbst hatte während des gesamten Tages eine Tropenschatz-Zigarre zwischen den Lippen und einen Joystick zum Bedienen des Krans in der Hand. Nach acht Stunden Arbeit wusste ich, was ein Tennis-Arm ist, ohne diesem Sport jemals nachgegangen zu sein. Regungslos und verbrannt lag ich später vor dem Fernseher und zum ersten Mal war es wirklich egal, was läuft.

Eines Tages erwischte ich einen der Polen, wie er im Keller des immer weiter wachsenden Hauses saß und rauchte. Als er mich sah, zuckte er zusammen und stammelte sich eine Entschuldigung zurecht. »Ich bin einer von euch«, sagte ich. Es war Freitag, und die Kolonne fuhr für ein langes Wochenende nach Hause, sie winkten mir zu. »Junge, komm mit, wir machen Party, Mädchen und Amphetamine, viel Amphetamine.« Als ich den Kopf schüttelte, wurde



Triste Festival-Stimmung: »Aus lauter Verzweiflung trank ich nach den Doppelschichten. Nichts von dem, was ich hier tat, erfüllte mich mit Freude.«

uns allen klar, dass ich keiner von ihnen war. Aber auch nicht einer von denen da oben. Was bin ich eigentlich?

Ich kündigte.

Bald darauf kamen die Mahnungen. Und wenn die sich stapeln, ist der Gerichtsvollzieher nicht weit. Da der Ellbogen meiner rechten Hand immer noch die Dicke der für mich unerreichbaren Melonen hatte, setzte ich mich wieder vor den Rechner. Ein zweiter Versuch als Auftragskletterer, diesmal sollte ich Klatschmeldungen aus der Welt der Stars und Sternchen liefern.

Ich erfuhr Unglaubliches, zum Beispiel, dass »Hänsel und Gretel« demnächst in

3D und mit Bomben-Explosionen verfilmt wird und dass Angelina Jolie zwar kein Bond-Girl spielen würde, dafür aber Bond selbst. Draußen kochte gerade der Hochsommer, und verführerische Frauenstimmen drangen durch das gekippte Fenster in meine Behausung hinein, aber ich widerstand: das Geld, die Masterarbeit... also schrieb ich:

*In »Jack und Diane« kehrt Geili-Kylie Minogue zum Film zurück und spielt eine »heftigst tätowierte Lesbe«, wie ein Branchenblatt aus den USA berichtet. Und das Wichtigste zum Schluss: Ja, liebe männliche Film- und Minogue-Fans, ja. Sie wird eine Liebesszene mit einer Frau haben.*

## »Ich bin nicht vom Pöbel, wollte ich antworten. Ganz sicher war ich mir da aber nicht mehr«

Nachdem meine Finger diese Zeilen vollendet hatten und Schweißperlen von meiner Stirn den Laptop zu zerstören drohten, konnte ich das Bild einer lüsternen Kylie nicht mehr aus dem Kopf kriegen. Es war Sommer, es war heiß, und ich musste raus – um jeden Preis. Der Preis war eine lange Fahrt in den Süden, Schufferei, ungünstige Arbeitszeiten und... Regen. Sobald ich auf dem Southside-Festival angekommen war, begann es zu regnen. Auf- und abbauen, Essen für die Crew austeilen, heimlich die Austern der Showgrößen aus dem Kühlschrank essen: Nichts von dem, was ich tat, erfüllte mich ansatzweise mit Freude.

Aus lauter Verzweiflung trank ich nach den Doppelschichten, einmal mit einem Typen von Deichkind. Bei einer Sportzigarette stellten wir fest, dass er unzufrieden war mit dem Konzert und der Situation im Allgemeinen. Konzert, pah... davon konnte ich nur träumen. »Ich glaube, ich bin verliebt«, rief eine junge Frau hysterisch, nachdem sie mit einem anderen Typen von Deichkind Wodka-trinkend aus der Dusche heraus gelaufen war. Beim Anblick meiner Arbeitsklamotten sagte sie: »Du siehst ja aus wie einer vom Pöbel!« Ich bin nicht vom Pöbel, wollte ich ihr antworten,

aber ganz sicher war ich mir zu diesem Zeitpunkt nicht mehr. Deichkind mussten weiterfahren, zum nächsten Konzert, ich dagegen fing an zu laufen und weiter und fort. Ich kletterte über einen Zaun und lief durch schulterhohes, nasses Gestrüpp, wollte nur weg. Am Ende besann ich mich eines Besseren und blieb.

Jetzt stehe ich vor dieser toten Zeltstadt, der Sommer hat sein Bergfest gefeiert, und ich habe keine Melonen in meinen Händen, kaum Kröten in den Taschen – aber die Gewissheit, dass es reicht. Ich habe es mit körperlicher Arbeit versucht und geistigem Stumpfsinn, auf jeden Fall ehrlich und ohne Gnade gegen mich und meine Freiheit.

Ich fahre per Anhalter zurück in den heimatlichen Norden, ignoriere gerichtliche Mahnungen und schließe die Vorhänge. Es ist egal, wie das Wetter ist, wer etwas von mir will, wo schöne Mädchen fröhlich lachen. Ich leihe mir Geld, suche nicht nach Jobs und habe keine Ausreden mehr. Ich bin nicht mehr eigentlich, ich bin unmittelbar, denn genug ist genug.

Also setze ich mich hin und fange an zu schreiben. ■

**KEIN GRUND FÜR WINTERDEPRESSIONEN.  
LIEBER JETZT SCHON AUF DEN SOMMER FREUEN!**

Injektion empfiehlt das DOCKVILLE FESTIVAL 2011  
Drei Tage Kunst und Musik in Wilhelmsburg  
Frühbucher-Tickets sind online erhältlich

**12. - 14. AUGUST 2011 / WWW.MSDOCKVILLE.DE**





# Schwerpunkt: Moderne Sklaven

Europa rühmt sich, das Problem illegaler Einwanderung im Griff zu haben. In Wirklichkeit nehmen die Migranten heute andere Routen – gleichzeitig spitzt sich die Situation für bereits Eingereiste zu.

**130 Auf der Sklavenpiste**

Ein Geschäft mit der Verzweiflung: In Afrika blüht der Menschenhandel

**133 Russisch Roulette in der Wüste**

Starreporter Fabrizio Gatti über gefährliche Recherchen in der Sahara

**138 Kein Bedarf mehr**

Spanien profitierte von der Arbeit illegaler Einwanderer – bis die Krise kam

**145 Auf dem Holzweg**

Europa braucht eine neue Entwicklungspolitik: Rupert Neudeck im Gespräch

# Auf der Sklavenpiste

Unterwegs mit Migranten: Für sein Buch »Bilal« schlug sich Fabrizio Gatti durch die Wüste Afrikas. Der Star-Reporter aus Italien berichtet von einem Höllentrip – und erklärt, wer am **Menschenhandel** gut verdient.

Text Annika Müller

Fotos Fabrizio Gatti (Verlag Antje Kunstmann)

In den Straßen Mailands sah er sie jeden Tag: illegale Migranten, zu Dutzenden, die sich als Straßenhändler oder Tagelöhner durchschlagen. Fabrizio Gatti wollte mehr wissen über diese Menschen, über ihre Geschichten und Biographien – also hat er sich eingereiht in den Treck der Glückssucher und ist den Migranten von Westafrika bis ans Mittelmeer gefolgt. Was der Chefreporter des linksliberalen Nachrichtenmagazins »L'Espresso« dabei erlebt, hat er in seinem Buch »Bilal« aufgeschrieben.

Die Reise beginnt in Agadez, einer Touareg-Stadt in Niger. Von hier aus machen sich Monat für Monat 15.000 Menschen auf in die Wüste, darunter Frauen, Kinder und Alte. Kaum einer kommt unverehrt in seine Heimat zurück oder gar in Europa an. Gatti zwingt sich mit den Glückssuchern auf Jeeps und Lastwagen – 128 Personen zählt er einmal auf der Ladefläche eines Kleintransporters, rund 200 sind es auf einem LKW. Eine Reifenpanne in der Wüste kann den Tod aller bedeuten. Wer einschläft und herunterfällt oder krank wird, hat keine Chance. Nicht selten setzen die

Schlepper ihre »Ware« einfach aus, um schneller an neuen Gästen verdienen zu können. Geld wollen alle mit der Völkerwanderung machen: Soldaten, Polizisten, Schlepper, Stadtverwalter, Militärbefehlshaber, Banditen. An offiziellen wie inoffiziellen Kontrollstationen in der Wüste werden den Reisenden ihre Habseligkeiten abgenommen. Wer nichts hat oder nichts geben möchte, wird misshandelt, versklavt, getötet oder, wenn er Glück hat, bis auf den Leib geplündert und dann in die Wüste geschickt. Das Geschäft lohnt sich: An einem einsamen Militärposten zählt Gatti 800 Menschen.

Um alle Ersparnisse gebracht, bleiben die meisten auf dem Weg stecken. Diese »stranded people« verdingen sich als Hausdiener oder Prostituierte, um wenigstens das Geld für ihre Rückreise aufbringen zu können. »Moderne Sklavenrouten« nennt Gatti darum die zum Mittelmeer führenden Pisten.

Gatti teilt das Schicksal der Migranten nur bedingt. Mit seinem Geld, seinem Vorrat an Antibiotika und nicht zuletzt seiner weißen Haut ist er ein Privilegierter. Doch auch ihn kostet die Reise beinahe das Leben: Er erlebt Sandstürme,



Flüchtlingstreck in Afrika: Nicht selten setzen die Schlepper ihre »Ware« einfach in der Wüste aus.

Amöbenruhr und Autopannen weitab von der nächsten Wasserstelle. Bei der Suche nach Wasser gerät er in ein Camp von al-Qaida und ist als Europäer in besonderer Gefahr. Dennoch stellt Gatti nie seine eigenen Erlebnisse in den Vordergrund – es geht ihm um all jene, die durch Armut oder Krieg zu dieser Reise gezwungen wurden.

Am Mittelmeer endet Gattis Reise. Im letzten Moment entscheidet er sich dagegen, auf ein überladenes Flüchtlingsboot zu steigen. Der Journalist kehrt nach Italien zurück. Er kommuniziert fortan per E-Mail, hilft seinen Weggefährten finanziell und organisatorisch. Viele Migranten schaffen es nicht bis Europa: Sie bleiben an den Küsten Libyens hängen oder werden auf See abgefangen und nach Libyen zurück geschickt. Was Illegale dort erwartet – Verfolgung, Abschiebehaft, Folter – erfährt der Leser aus E-Mails ehemaliger Reisegefährten.

Diese nüchterne Wiedergabe des Schriftverkehrs ist das erschütterndste und brisanteste Kapitel des Buchs: Die Immigranten sehen sich mit einem Mob

konfrontiert, der, aufgehetzt durch die Reden des libyschen Staatschefs Gaddafi, mit Hämmern und Steinen Jagd auf Schwarzafrikaner macht. Einwanderer, die teilweise seit vielen Jahren in der Hauptstadt Tripolis leben und arbeiten, werden in die Wüste gejagt oder in Lager gesteckt, in denen Vergewaltigungen und Misshandlungen an der Tagesordnung sind.

Die EU-Länder haben ihre Beziehungen zu Libyen dennoch Schritt für Schritt verbessert – nicht zuletzt, um die »Festung Europa« auszubauen. Dank bilateraler Abkommen mit Italien hat sich der afrikanische Staat zur Flüchtlingskontrolle verpflichtet, wofür er 4,3 Milliarden Euro erhielt. Italien hat seinerseits den einstigen Schurkenstaat zum sicheren Dritt- und Freundschaftsstaat erklärt, um Illegale problemlos abschieben zu können.

Gatti liefert eindrucksvolle Belege für die Missstände in Libyen. Er schreibt vom Schicksal zweier Freunde, James und Joseph. Den Akademikern aus Ghana wird trotz gültiger Pässe samt Visa und

Einladungsschreiben zu einer Konferenz die Ausreise aus dem nordafrikanischen Staat verweigert. Grundlos werden beide festgehalten, inhaftiert, brutal gefoltert. »Auf das Gesetz zu vertrauen, war ein dramatischer Fehler«, schreibt Gatti.

### **Kot und Urin stehen knöchelhoch – so empfängt Europa die Immigranten**

Der Journalist legt nun endgültig die Rolle des Beobachters ab: Er macht sich noch einmal in umgekehrter Richtung auf den Weg durch die Wüste. Nun ist es nicht mehr die journalistische Recherche, die ihn antreibt, sondern das Schicksal seiner Weggefährten. Er reiht sich ein in den Zug, der Libyen nach Süden hin verlässt, und wird Zeuge, als Zigtausende in der Sahara ausgesetzt werden, um die Lastwagen für nachkommende Flüchtlingsmassen freizumachen. Apokalyptische Szenen spielen sich hier ab. Gatti trifft alte Bekannte wieder, die unsagbares Leid erfahren haben, und muss die Nachricht vom Tod liebgewonnener Menschen entgegennehmen. Mit voller Wucht trifft ihn die Wut der Menschen, die Italiens Regierung für ihr Leid verantwortlich machen.

Besonders unangenehm für die italienische Regierung sind Gattis verdeckte Recherchen auf heimischem Boden. Vor der Küste Lampedusas springt er ins eiskalte Meer, lässt sich aufgreifen und in seiner Rolle als irakischer Kurde »Bilal« in das berüchtigte Flüchtlingslager stecken. Nun bekommt er zu spüren, wie Europa Migranten ohne Papiere empfängt. Gatti findet nicht das »Fünf-Sterne-Resort« vor, als das der Lega-Nord-Politiker Mario Borghezio das Lager einmal bezeichnete. Stattdessen wadet er durch knöchelhohen Kot und Urin, schläft auf einem Handtuch, seinem

einzigem Besitz. Es gibt keine Türen, keinen Strom, keine medizinische Versorgung, zum Waschen nur Salzwasser. Minderjährige muslimische Inhaftierte werden gezwungen, Pornobilder zu betrachten. All dies geschieht nicht auf entferntem afrikanischen, sondern auf europäischem Boden, unweit der Strände, an denen sich Touristen vergnügen. Die Schilderungen Gattis führten nach der Erstveröffentlichung in »L'Espresso« zu einer parlamentarischen Untersuchung der Zustände auf Lampedusa. Mittlerweile wurde die Schließung des Lagers verfügt.

Mit der Auflage, Italien innerhalb von fünf Tagen zu verlassen, wird »Bilal« schließlich freigelassen. Wäre Gatti tatsächlich ein kurdischer Flüchtling – er hätte versucht, sich illegal Arbeit in Italien zu verschaffen. Auch diesen Schritt vollzieht Gatti nach, indem er sich auf den Tomatenfeldern Apuliens verdingt. Das entsprechende Kapitel seines Buches wurde jedoch aus der deutschen Ausgabe gestrichen – bedauerlich.

Da sich die Flüchtlingsrouten seit Gattis Recherchen – unter anderem aufgrund der neuen »Freundschaft« mit Libyen – verlagert haben und die Zahl der Bootsflüchtlinge stark abnimmt, hat auch das mediale Interesse nachgelassen. Doch zahllose Afrikaner träumen nach wie vor von einem besseren Leben in Europa – und machen sich aller Widerstände zum Trotz auf eine Reise, die oft tödlich endet. Fabrizio Gattis beeindruckendes Buch berichtet von der Motivation dieser Menschen und gibt den Namenlosen, was ihnen allzu oft verwehrt wird: ein Gesicht und eine Biographie. ■

*Fabrizio Gatti: »Bilal. Als Illegaler auf dem Weg nach Europa« (Kunstmann Verlag). Wir verlosen drei Exemplare. ☞ [www.injektion-online.de/gewinnen](http://www.injektion-online.de/gewinnen)*

## »Russisch Roulette in der Wüste«



### Fabrizio Gatti, Chefreporter des italienischen Magazins »L'Espresso«, über Afrikas moderne **Sklavenrouten**, unmenschliche Arbeitsbedingungen und den Wert einer Portion Pommes

Interview Anna Bohaumilitzky

Fotos Fabrizio Gatti (Verlag Antje Kunstmann)

**Für ihr Buch »Bilal« haben Sie Migranten durch Afrika begleitet, die als illegale Richtung Europa ziehen. Sie berichten von Krankheiten, Verzweiflung und dem Tod in der Wüste. Was treibt die Menschen in die Flucht – allen Gefahren zum Trotz?**

Als Gründe kommen natürlich Krieg oder Armut in Frage. Doch die wirklich Verzweifelten haben nicht genug Kraft, um aufzubrechen: Wer seine Heimat

verlässt, ist meist jung und voller Hoffnung auf ein besseres Leben für sich und seine Familie. Eine alleinerziehende Mutter aus Kamerun, die ich traf, hatte ihren gut bezahlten Job in einem pharmazeutischen Betrieb aufgegeben und ihre 13-jährige Tochter zu Hause zurückgelassen – weil sie hoffte, ihr auf diese Weise ein Studium finanzieren zu können. In manchen Fällen ist die Motivation auch der Wunsch, etwas Nützliches zu tun, was in Europa mehr gewürdigt und besser bezahlt wird als im Heimatland.

## »Viele Mädchen prostituieren sich unterwegs – denn ohne Geld ist die Weiterreise unmöglich«

### **Das Thema Geld spielt in Ihrem Bericht eine große Rolle; nicht nur als Motivation, sondern als Grundvoraussetzung für die Reise. Können sich die Menschen eine Sahara-Durchquerung überhaupt leisten?**

Die Route ist selbst für afrikanische Verhältnisse finanzierbar. Wenn man auf eigene Faust reist, kostet der Transport etwa 500 Euro. Allerdings gibt es einen wesentlichen Kostenfaktor, mit dem niemand rechnet: die Ausplünderung durch das Militär, die Polizei oder Banditen. Man kann diese Erpressung nur umgehen, indem man sich an einen Broker wendet – jemanden, der die Reise für einen organisiert. Man bekommt dann einen Begleiter zugeteilt, der mit der Polizei und unter Umständen auch den Banditen verhandelt. Bis zu 1500 Euro kostet es, auf diese Weise zu reisen. Das Problem: Häufig verlangt der Begleiter während der Reise immer mehr Geld.

### **Aber selbst die 500 Euro Startkosten dürften schwer aufzubringen sein. In vielen afrikanischen Ländern zählt ein Arbeiter mit einem Einkommen von 60 Euro im Monat bereits zu den Besserverdienern.**

Die Familien legen eben zusammen. Häufig verkaufen sie kleine Habseligkeiten: das Fahrrad, ein Stück Land, den Fernseher oder Esel. So kommt etwas Geld zusammen, das für den ersten Teil der Reise ausreicht. Nur selten gelingt es, schon zu Beginn der Reise den notwendigen Betrag aufzubringen. Viele Menschen »stranden« in der Wüste, bleiben stecken. Die Weiterreise wird dann in mehreren Etappen finanziert, durch Arbeiten zwischendurch. Häufig schufteten die Menschen unter sklavenähnlichen Bedingungen oder liefern sich Wuche-

ren aus, die Geld zu sehr hohen Zinsen verleihen. Es herrscht die Überzeugung vor, dass sechs Monate Arbeit in Europa ausreichen, um die Reise zu refinanzieren.

### **Frauen können körperlich weniger hart arbeiten. Wie ist ihre Situation?**

Viele Mädchen müssen sich unterwegs prostituieren. Es bleibt ihnen keine andere Wahl, denn ohne Geld ist die Weiterreise unmöglich. Oft werden die Frauen über Monate festgehalten, bis sie genug Geld abgeworfen haben. Häufig werden sie auch vergewaltigt und beraubt. Ein Mädchen sagte zu mir: »Ich hoffe, in Europa anzukommen – wenn ich nicht krank werde.« Natürlich weiß sie, dass ihr eine Infektion mit HIV oder anderen Krankheiten droht.

### **Sie schreiben, dass zwölf Prozent der Menschen, die in Tunesien und Libyen mit dem Boot in Richtung Europa aufbrechen, ihr Ziel nicht lebendig erreichen. All diejenigen, die schon auf dem Weg durch die Wüste umkommen, nicht mitgerechnet. Wissen die Menschen, was ihnen bevorsteht?**

Nein. Sie wissen zwar, dass die Reise gefährlich ist, aber das Ausmaß der Bedrohung kennen sie nicht. Die Wüste, die sie durchqueren müssen, macht ihnen Angst. Doch an die Fahrt übers Meer denkt bei Antritt der Reise fast keiner. In den Heimatländern hält sich ein idealisiertes Bild von Europa. Hier spielen die Medien eine große Rolle, etwa das Internet oder das Satellitenfernsehen. Vor allem werden die Menschen aber durch Erzählungen anderer Migranten angezogen, die es bereits nach Europa geschafft haben. Deren Berichte fallen oft viel zu positiv aus, schon um die Angehörigen zu beruhigen. In der Hoffnung, das auch zu schaffen, werden die



Rund 200 Menschen zählt Fabrizio Gatti auf einem LKW, der zur Küste unterwegs ist. »Eine Reifenpanne in der Wüste könnte für alle den Tod bedeuten.«

Ängste ausgeblendet. Letztlich spielen die Reisenden Russisch Roulette – und ich finde es kriminell, dass Europa die Auswahl seiner Arbeitskräfte einem solchen Zufallssystem überlässt.

### **Seit Ihren Recherchen sind einige Jahre vergangen. Zurzeit kommen nur wenige Schiffe vor der Küste Italiens an. Ein Erfolg der rigiden Grenzkontrollen?**

Viele Boote sind von Libyen aus gestartet. Diesen Umstand macht sich Staatschef Muammar al-Gaddafi zunutze, um das Embargo gegen sein Land zu brechen. Die EU-Länder sagen Investitionen zu – und erhalten im Gegenzug das Recht, unerwünschte Einwanderer zurückzuschicken. Dass Gaddafi sie interniert oder in der Wüste aussetzt und sterben lässt, scheint niemanden zu interessieren.

### **Und wer es doch nach Europa schafft, beginnt eine Existenz im Schatten.**

Ja, denn einmal in Europa angekommen, merken viele, dass sie erst am Beginn der Reise stehen. Es ist eine Art Lotterie, in der man ständig zurück an den Anfang geworfen wird. Die Menschen kommen in Italien an und realisieren, dass ihnen der legale Eintritt in die Gesellschaft verwehrt ist. Also sind sie gezwungen, sich zu verstecken und schwarz zu arbeiten. Aber wenn die Immigranten zu Hause anrufen oder schreiben, sagen sie nicht, dass es ihnen schlechter geht als zuvor. Sie vertrösten vielmehr ihre Familien und sagen, diesen Monat könnten sie kein Geld schicken, weil sie Ausgaben hatten. Dass sie in Wirklichkeit nicht arbeiten können oder für ihre Arbeit keinen Lohn erhalten haben, erzählen sie nicht.

## »Den Einwanderern werden 20 Euro pro Tag versprochen: der Monatslohn eines Lehrers in Niger«

**Die schlechten Arbeitsbedingungen haben Sie am eigenen Leib gespürt: Sie haben sich – als Südafrikaner getarnt – auf den Tomatenfeldern in Apulien verdingt. Unter welchen Bedingungen wird dort gearbeitet?**

Versprochen werden den Arbeitern etwa 2,50 Euro pro Stunde, also 20 bis 25 Euro pro Tag. Für illegale Einwanderer ein reizvoller Lohn; so viel verdient ein Lehrer in Niger pro Monat. Am Ende sieht es aber so aus: Diesen Verdienst werden sie nie erhalten. Der Caporale (ein Verwalter, der die Arbeit der Illegalen kontrolliert, d. Red.) sagt den Arbeitern, er könne sie gerade nicht bezahlen, sie würden den Lohn später erhalten. So zwingt er die Immigranten zu bleiben und immer weiter zu schuften. Wenn alle Arbeit erledigt ist, zieht er ihnen von den versprochenen 20 Euro pro Tag rund die Hälfte ab. Er habe die Männer ja täglich zu den Feldern gefahren, ihnen einen Schlafplatz und Nahrung gestellt. Außerdem ist das Leben in Europa natürlich sehr teuer; da ist das verdiente Geld schnell wieder weg. Wenn man keine Arbeit hat oder für getane Arbeit nicht bezahlt wird, kann man sich nicht mal eine einfache Portion Pommes bei McDonald's leisten.

**Das heißt, die Menschen können häufig kein Geld an ihre Familien schicken?**

Insgesamt werden hohe Beträge transferiert; der Einzelne hat jedoch häufig gerade genug zum Überleben. Dabei macht die Schwarzarbeit in Italien 23 Prozent des Bruttoinlandsprodukts aus, also fast ein Viertel der Produktion. Es ist Europas Schattenwirtschaft, die so viele Afrikaner anzieht und ins Unglück stürzt. Dazu kommt: Unsere Gesetzgebung bestraft vor allem die Opfer, ihre Ausbeuter bleiben relativ unbehelligt.

**Wer steckt hinter diesen Machenschaften?**

Am meisten profitieren die Lebensmittelfirmen, sie können billige Produkte auf den Markt werfen. Aber das System ist komplex: Die Konzerne sind nicht direkt an der Ausbeutung beteiligt, weshalb es so schwierig ist, jemanden zur Verantwortung zu ziehen. Es gibt viele verschiedene Zwischenhändler und wenn es – wider Erwarten – zu einer Polizeikontrolle auf den Feldern kommen sollte, kann keiner zur Rechenschaft gezogen werden. Denn niemand weiß, wer die Ernte letztlich besitzt, und keiner redet. Am Ende wird oft nur der illegale Arbeiter durch Abschiebung oder Haft bestraft – falls er nicht vorher an Krankheit stirbt oder umgebracht wird. ■



**Fabrizio Gatti**, geboren 1966 in Como, lebt gefährlich. Der italienische Journalist schleuste sich in Mafiazirkel ein, verdingte sich als Arbeitssklave im Gemüseanbau und deckte katastrophale Zustände in Krankenhäusern auf. Häufig nimmt er andere Rollen an: Als »Kosovo-Flüchtling« suchte er Zuflucht in der Schweiz – und wurde während der Balkankriege abgeschoben. Doch Gattis jüngstes Projekt stellt all dies in den Schatten: Für sein Buch »Bilal« folgte er afrikanischen Migranten quer durch die Sahara.

Foto: Fabrizio Gatti / Verlag Antje Kunstmann



# Als Trainee in die Medienwelt

**Axel Springer – das sind insbesondere Zeitungen und Zeitschriften im In- und Ausland, vielfältige digitale Aktivitäten sowie modernste Druckereien und leistungsstarke Vertriebsorganisationen. Berufseinsteigern (m/w), die ihr Hochschulstudium oder Fachhochschulstudium gerade beendet haben oder in Kürze beenden werden, bieten wir den Einstieg als Trainee.**

Wir sind ein in Europa führendes multimedial integriertes Print-, Online- und Web-TV-Unternehmen. Unser Medienangebot steht für Vielfalt, Marktführerschaft und Profitabilität. Fundament ist die Unternehmenskultur des Hauses, die geprägt wird von den Werten Kreativität, Unternehmertum und Integrität.

### Was wir Ihnen bieten

Unsere Trainees nehmen aktiv teil an der rasant fortschreitenden Digitalisierung und Internationalisierung des Unternehmens in einer sich ständig wandelnden Medienlandschaft. Sie erhalten in 18 Monaten eine individuelle Ausbildung, die Sie unter anderem in die Bereiche Redaktion, Anzeigenverkauf, Vertrieb, Werbung, Controlling sowie Finanz- und Rechnungswesen führt.

Der schwerpunktorientierte Einsatz ist möglich in den Verlagsgeschäftsführungen und den Bereichen Unternehmenskommunikation, Personal, Logistik, Vertrieb, Anzeigenverkauf, Controlling sowie Axel Springer International.

Das fundierte und zielorientierte „learning by doing“ unseres Trainee-Programms bietet zahlreiche Wege

in Fach- und Führungspositionen. Ein umfassendes Weiterbildungsangebot, Hospitationen in anderen Verlagsbereichen und Redaktionen erweitern den Horizont, Seminare und spezielle Veranstaltungen im Kreis der Trainees lassen Netzwerke entstehen.

### Was wir von Ihnen erwarten

Sie haben Ihr Studium zügig und mit überdurchschnittlichem Erfolg abgeschlossen. Sie sind leistungsorientiert, hoch motiviert, verfügen über ausgeprägte kommunikative und soziale Kompetenz. Sie sind kreativ, sehen Veränderungen als Chance und streben unternehmerisches Handeln im Team an. Axel Springer und Medien sind genau Ihre Welt? Dann freuen wir uns jederzeit auf Ihre aussagekräftige Bewerbung.

### Axel Springer AG

Dr. Christian Wein  
Personalentwicklung  
trainee-programm@axelspringer.de

Weitere Informationen unter  
[www.axelspringer.de/karriere](http://www.axelspringer.de/karriere)

# Kein Bedarf mehr

Jahrelang hat Spanien von der Arbeit illegaler Einwanderer profitiert. In Zeiten knapper Kassen geraten die **Immigranten** unter Druck – plötzlich interessieren sich auch Spanier für die einstmals ungeliebten Jobs.

Text & Fotos Annika Müller

**D**as Sprachengewirr ist atemberaubend: Schwarzafrikaner, Maghrebiner, Südamerikaner, Osteuropäer. Männer, die sich die Haare raufen und ihren Familien erklären, dass sie kein Geld schicken können. Dass es nicht ihre Schuld ist und sie selbst auch nichts zu Essen haben. Dass ihnen die Ausweisung droht. Wer das Internetcafé »International« in der nordspanischen Kleinstadt Balaguer betritt, bekommt ein Gefühl dafür, was der abstrakte Begriff »Krise« für die Menschen bedeuten kann. Viele, die hier per Internettelefonie oder in schmutzigen Sprechkabinen ihrer Verzweiflung Ausdruck geben, tragen Verantwortung für die Existenz einer Familie, eines Clans, eines ganzen Dorfes.

»Es ist so schlimm wie noch nie«, erklärt Ibrahim, der 44-jährige Inhaber des Cafés. Er sitzt in der engen Gasse vor seinem Laden, die Arkaden schützen ihn vor der Mittagssonne. Jeder, der vom belebten Altstadt-Marktplatz auf die andere Seite des Flusses will, wo die gleichförmigen Wohnblöcke der Neustadt in die Höhe ragen, kommt hier vorbei. Ibrahim schüttelt Hände, grüßt,

plaudert. Er weiß, was in der spanischen Kleinstadt vor sich geht und kennt die Schwierigkeiten, mit denen die Immigranten derzeit konfrontiert sind: Es gibt keine Arbeit; das Geld aus seltenen Gelegenheitsjobs reicht kaum noch für das tägliche Brot.

Spanien steckt tiefer in der Krise als die meisten anderen EU-Länder. Mit dem Platzen der Bau- und Immobilienblase brach Anfang 2008 einer der wichtigsten Wirtschaftszweige zusammen. Die weltweite Finanzmarktkrise machte



alles noch schlimmer. In guten Zeiten hatte man 5,6 Millionen Immigranten ins Land gerufen, um Jahr für Jahr mehr Wohnungen zu bauen als in Deutschland, Frankreich und Italien zusammen – und um immer billigere Agrarprodukte auf den Weltmarkt schleudern zu kön-



Weniger Arbeit, noch geringere Löhne: Auch auf den Obstplantagen, hier bei Balaguer, ist die Krise angekommen. Oft müssen die Arbeiter tagelang auf einen Einsatz warten.

nen. Nun allerdings werden die Einwanderer nicht mehr gebraucht: Seitdem die Arbeitslosenquote auf schwindelerregende 20 Prozent, die Jugendarbeitslosigkeit sogar auf das Doppelte gestiegen ist, werden viele der einst ungeliebten Arbeitsplätze in der Bau- und Landwirtschaft von Einheimischen beansprucht. Die Immigranten gehen leer aus. Vor allem die illegalen.

Ibrahim ist vor 23 Jahren mit seinem Studienfreund Moussa in einer der ersten großen Immigrantenzugewanderten gekommen. Gemeinsam mit Hunderten anderen Einwanderern schliefen sie die ersten zwei Jahre auf einem Fußballfeld bei Almería und folgten dann dem gewaltigen Binnenmigrationszyklus: Im Frühjahr zum Erdbeerpflücken

nach Andalusien, im Sommer auf die Gemüsegelder, im Herbst gen Nordspanien zur Apfelernte, anschließend in die Mandel- und Olivenhaine des ganzen Landes, zum Jahresende wieder gen Süden, um sich während der Wintermonate in den heißfeuchten Plastikröhren der »Invernaderos« zu verdingen – den riesigen Gewächshäusern. So oder ähnlich sah in den vergangenen drei Jahrzehnten der Jahreskalender Zigtausender Wanderarbeiter aus. Doch in diesem Jahr bekamen die Arbeitsnomaden, wohin sie auch zogen, nur Absagen.

Ibrahim und Moussa konnten das zermürbende Leben als Wanderarbeiter hinter sich lassen. Seit dem Jahr 2000 sind sie dank einer ersten großen Legalisierungswelle der spanischen Regierung mit einer unbefristeten Aufent-



Bei Internetcafé-Betreiber Ibrahim erklären Afrikaner, Südamerikaner und Osteuropäer ihren Familien, dass sie diesmal kein Geld nach Hause schicken können – ein atemberaubendes Sprachgewirr.

haltungsgenehmigung ausgestattet. Durch ihren Internet- und Callshop, in dem in letzter Zeit vor allem arbeitslose Schwarzafrikaner Schlange stehen, um online nach Jobangeboten zu suchen und in ihre Heimat zu telefonieren, sind die beiden Mittvierziger genau genommen sogar Krisengewinnler. Doch freuen kann sich Moussa darüber nicht: »Für die Papierlosen ist in letzter Zeit das Leben sehr schwer geworden – und es wird wohl noch schwerer werden.«

Wer im Landesinneren Spaniens Fuß gefasst hatte, brauchte sich bis vor einiger Zeit keine großen Sorgen mehr zu machen. Jetzt ist größere Strenge gegenüber Einwanderern politisch gewollt. Ministerpräsident Zapatero hat die Einwanderungsgesetze radikal verschärft. Seit verganginem Jahr können Immigranten nach der Einreise länger fest-

gehalten und neuerdings auch in Drittstaaten zurückgeschickt werden. Eine Familienzusammenführung wird an strenge Bedingungen geknüpft. Auch die von der EU schon lange kritisierten Massenlegalisierungen sind nun unmöglich geworden. Noch im Jahr 2005 hatte Zapatero 800.000 illegalen Einwanderern eine unbefristete Aufenthaltsgenehmigung erteilt. Jährlich wurden bis zum Jahr 2008 noch zusätzlich bis zu 180.000 saisonale Arbeitskräfte legal ins Land geholt.

»Den anhaltenden Boom können wir nur mit Einwanderern stemmen«, sagte noch im Jahr 2007 Zapateros ehemaliger Berater Miguel Sebastián und legte einen Bericht vor, demzufolge Spanien von den Einwanderern wirtschaftlich enorm profitiert habe. Die spanische Regierung dankte es mit einer relativ la-

## »Illegale bekommen drei Euro Stundenlohn – und schufteten jeden Tag bis zu zehn Stunden«

zen Einwanderungspolitik, und seit den neunziger Jahren riefen Landwirte und Bauherren nach immer mehr billigen Arbeitern.

Zunächst strömten die Einwanderer überwiegend aus Nordafrika, den Sub-Sahara-Staaten, aber auch aus Südamerika auf das spanische Festland; seit der Erweiterung der EU kommen sie zunehmend auch aus Rumänien, Bulgarien und Polen. Waren im Jahr 1998 nur etwas über ein Prozent der Bevölkerung Immigranten, machten diese zehn Jahre später schon rund zwölf Prozent aus – Illegale dabei noch unberücksichtigt. Den enormen Einwanderungsschub, beispiellos in Europa, schien Spanien ohne soziale Spannungen zu überstehen und galt als Musterland der Integration.

Nicht zuletzt aufgrund der wachsenden Konkurrenz um Arbeitsplätze verschärft sich die Situation – obwohl die Einwanderer in der Landwirtschaft nach wie vor eine wichtige Rolle spielen. Rund um Balaguer, der neuen Heimat von Ibrahim und Moussa, liegt eines der wichtigsten Obstanbaugebiete Nordspaniens, die Provinz Lleida in Katalonien. Wo die Ausläufer der Pyrenäen in die »Große Ebene von Lleida« übergehen, erstrecken sich riesige Apfel-, Birnen- und Pfirsichfelder. In den höheren Lagen wachsen Mandeln und Oliven. Zwischen den symmetrischen Baumreihen steht – rotbackig wie seine Früchte und in Gummistiefeln – Obstbauer Xavier Martinez, Herr über 47 Hektar Apfel- und Birnbäume. 23 Hilfsarbeiter, überwiegend aus dem Senegal, schneiden Baum für Baum die Äste zurück. Sie leben das ganze Jahr über auf

der Obstplantage »El Massip«. Etwa 50 zusätzliche Erntehelfer benötigt Martinez normalerweise in den Erntemonaten September und Oktober. Im vergangenen Jahr musste er den Stab jedoch fast um die Hälfte reduzieren und konnte sich – wie viele Höfe der Region – nur noch geringere Löhne leisten.

Doch ganz ohne die Hilfe der afrikanischen Feldarbeiter hätte Martinez seinen Hof nicht halten können. Sein Dorf Vilanova de la Sal, oberhalb von Balaguer in den Hügeln gelegen, leidet – wie alle ländlichen Regionen in Spanien – seit den achtziger Jahren an Entvölkerung und Vergreisung. Die Mehrheit der Spanier lebt heute in den Großstädten. »Kein Mensch, erst recht kein junger, wollte mehr in der Landwirtschaft arbeiten«, so Martinez. Erst seit Beginn der Krise, die das Leben in der Stadt für viele unbezahlbar machte, kommen die jungen Leute wieder in ihre Heimatorte zurück, um auf den Feldern zu arbeiten – und verdrängen die Immigranten.

Für viele spanische Landwirte und Bauherren war es bislang ein profitables Geschäft, illegale Immigranten einzustellen. So sparten sie Steuern und Sozialversicherungsabgaben und konnten zudem die Löhne drücken. »Viele meiner Erntehelfer haben in anderen Betrieben unter unmenschlichen Bedingungen gearbeitet«, berichtet Obstbauer Martinez. »Sie bekamen drei oder vier Euro in der Stunde und haben bis zu zehn Stunden am Tag hart geschuftet.« Er habe gehört, dass die Stundenlöhne nun in manchen Fällen sogar noch niedriger, auf einen Euro gesunken seien. Gleichzeitig ist das Risiko gestiegen: Polizeikontrollen in den Betrieben wer-

## Spanien will nicht mehr für Hunderttausende sorgen, die ins Land geholt wurden, als man sie brauchte

den häufiger. Auf die Beschäftigung illegaler stehen hohe Geldstrafen oder sogar Gefängnis. Und da jetzt auch legale Arbeiter Hungerlöhne akzeptieren, lohnt es sich nicht mehr, eine Strafe für die Anstellung Papierloser zu riskieren.

Die Folgen sieht man im 150-Seelendorf Albesa, einen Katzensprung von Balaguer entfernt. Hier sind sie nicht zu übersehen, die rund fünfzig Schwarzafrikaner, die auch im Winter hier leben und deren Zahl sich zur Erntezeit verdoppelt. Zur Mittagszeit versammeln sie sich am Dorfplatz, trinken Wasser aus dem Brunnen, gelegentlich ein Bier. Keiner hat regelmäßige Arbeit, kaum einer spricht Englisch oder Spanisch, nur wenige sind älter als zwanzig Jahre. Minderjährige dürfen in Spanien nicht abgeschoben werden, deshalb versuchen viele die Einreise schon als Teenager.

Der 27-jährige Albert aus Gambia ist der älteste Einwanderer in Albesa und macht sich zum Wortführer: »Als ich auf den Kanaren ankam, ging für mich ein Traum in Erfüllung«, berichtet er. Ein Alptraum liegt hinter ihm: Der Schiffstransfer in einem überladenen Kahn hat ihn 1600 US-Dollar und beinahe das Leben gekostet. Zuvor hatte man ihm für die Durchquerung der Wüste, die nicht minder gefährlich war, noch mehr abgeklopft. »Dafür hat meine Familie lange gespart«, erzählt Albert, »nun erwartet sie, dass sich die Investition gelohnt hat«. Er wollte schnell Geld verdienen, dann eine Ausbildung machen.

Anfangs lief es gut: Bei der Obst-, Mandel- und Olivenernte konnte er vor der Krise noch gutes Geld verdienen. »Ich bin stark und hatte immer zu tun«, sagt

er und zeigt die Schwielen an seinen Händen. Jetzt tingelt er Tag für Tag mit seinem Fahrrad die Bauernhöfe und Gärten ab, um nach Arbeit zu fragen. Fast immer ohne Erfolg. Er kann weder Geld nach Hause schicken noch sich selbst vernünftig ernähren. In Albesa lebt er seit zwei Jahren mit neun Freunden in einem halbverfallenen Schuppen. Das Dach ist eingestürzt und nur notdürftig mit einer durchsichtigen Kunststoffplane gedeckt; Schaumstoffmattmatratzen liegen auf dem Boden. Albert, der eigentlich anders heißt, leidet unter dem Stumpfsinn und der ablehnenden Haltung der Dorfbewohner. In die Stadt Lleida oder gar nach Barcelona will er dennoch nicht ziehen. Auf dem Land könne er wenigstens hin und wieder auf anständige Weise Geld verdienen oder bekäme von den Bauern Lebensmittel geschenkt. Er fürchtet, dass viele seiner Bekannten, die auf der Suche nach Arbeit in die Städte ziehen, aus Mangel an Perspektiven kriminell werden.

Die guten Netzwerke der Einwanderer fangen viele auf, denen der Sturz in die Verelendung droht. Hilfsorganisationen wie das Rote Kreuz, dessen Helfer sich vor allem in den Städten um obdach- und mittellos gewordene Illegale kümmern, nennen die Situation äußerst besorgniserregend. Aus den unzähligen halbfertigen Rohbauten, die einmal als Spekulationsobjekte gebaut wurden und nun verfallen, sind im vergangenen Winter überall in Spanien Notunterkünfte geworden. Hütten aus Plastikabfällen oder Scheunen dienen ebenfalls als Quartiere. Der spanische Staat kann und will nicht mehr für Hunderttausende sorgen, die ins Land geholt wurden, als man sie noch brauchte. Im-



Herr über 47 Hektar Apfel- und Birnbäume: Ohne seine überwiegend senegalesischen Hilfsarbeiter hätte Xavier Martinez seinen Hof kaum halten können.

migranten, ob mit oder ohne Papiere, gelten neuerdings sogar als potentielle Bedrohung des gesellschaftlichen Friedens im Land.

»Die Einwanderer, die sich hier niedergelassen haben, haben keine höhere Kriminalitätsrate verursacht. Probleme schaffen lediglich durchziehende Banden, vor allem aus Osteuropa«, sagt hingegen einer, der es wissen muss: Polizist Victor Gracia Capdevila schlendert über den Marktplatz von Balaguer. Freundlich grüßt er einige alte Damen, nickt der Gruppe Schwarzafrikaner zu. »Eigentlich müsste ich die jetzt fast alle festnehmen«, meint er und schüttelt dann den Kopf. In den meisten Fällen weiß er, wer von ihnen Ausweis-papiere besitzt und wer nicht. Doch bislang hat er sich, solange keine Straftat vor-

lag, nicht groß darum gekümmert. Nun aber werden immer häufiger Razzien angeordnet. In letzter Zeit häuften sich, so Capdevila, auch private Anzeigen gegen Illegale. »Oft sind das Arbeitskollegen, die sich aus Angst um die eigene Stelle ihrer Konkurrenz im Betrieb entledigen wollen.«

Auch Miquel Àngel Aguilà Barril, seit über 25 Jahren Bürgermeister von Balaguer, sieht die Lage kritisch: Mindestens ein Viertel der 18.000 Einwohner seiner Stadt sind Immigranten. Sie seien besonders stark vom Zusammenbruch der Baubranche betroffen. Jetzt nach einer neuen Einwanderungspolitik zu schreien, hält er für einen Versuch der sozialistischen Zapatero-Regierung, von den eigentlichen Problemen im Land abzulenken. »Es klingt so, als

wären die Einwanderer an der Krise schuld.« Mancher Spanier scheint dies tatsächlich zu glauben: War man Fremden gegenüber bisher eher aufgeschlossen, führt die neue Konkurrenz um Arbeitsplätze wieder zu mehr Fremdenfeindlichkeit. Ausländerfeindliche Rhetorik hat in Politik und Presse Einzug gehalten. Mehrere spanische Städte, allen voran die katalanische Stadt Vic, wollen in Zukunft keine weiteren Einwanderer einbürgern, selbst wenn diese alle rechtlichen Voraussetzungen erfüllen. Ohnehin ist die Zahl der illegalen Einwanderer in Spanien 2009 im Vergleich zum Vorjahr um fast die Hälfte gesunken. Dies ist allerdings laut Innenminister Alfredo Pérez Rubalcaba weniger der Krise anzulasten als vielmehr den schärferen Kontrollen vor der Küste.



Häuser seit zwei Jahren in einem halbverfallenen Schuppen: illegale Einwanderer aus Gambia

Eine Völkerwanderung in die entgegengesetzte Richtung hat unterdessen nicht eingesetzt; viele Migranten bleiben – trotz der harten Bedingungen. »Die Leute in Afrika fragen nicht danach, wie hart man hier arbeiten muss und wie man lebt«, sagt Mamadou Baldei, der mittlerweile in Katalonien lebt. Ursprünglich hat er im Senegal Soziologie studiert. »Selbst Kinder aus wohlhabenden Familien lassen alles stehen und liegen, wenn sie das Wort Europa hören.« Dass sie ein schlechteres Leben als zuvor führen könnten, erscheint ihnen unvorstellbar. Unvermindert riskieren daher Tausende von Afrikanern ihr Leben, um das Mittelmeer zu überqueren. »Solange sich in unseren Herkunftsländern nichts ändert, wird kaum einer freiwillig dorthin zurückkehren«, sagt Baldei. Es gilt als erwiesen: Steigt im Herkunftsland das Pro-Kopf-Einkommen, so erhöht sich auch die Zahl der Rückkehrer in dieser Bevölkerungsgruppe. Der ökonomische Rang Spaniens hingegen hat einen deutlich geringeren Einfluss auf die Rückkehrerzahlen. Problematisch ist allerdings, dass zunehmend die weltweiten Geldüberweisungen von Migranten in ihre Heimatländer ausbleiben, deren Summe mit über 300 Milliarden Euro die globale Entwicklungshilfe übersteigt. Die wirtschaftliche, soziale und politische Situation in den Auswanderungsländern verschlimmert sich dadurch weiter – ein Teufelskreis.

Wer in Europa gescheitert ist, verschweigt dies in der Heimat – oder kehrt gar nicht erst zurück. »So sehr ich auch will, ich kann nicht nach Hause«, sagt Albert, der im Dörflein Albesa auf bessere Zeiten wartet. »Wenn ich mit leeren Händen käme, würde man mir das nicht verzeihen«. Er sitzt in der improvisierten »Küche« seines kleinen Schuppens und kocht über der offenen Feuerstelle Nudeln in einer aufgeschnittenen Konservendose. Daneben hängen seine Kleider zum Trocknen; in der Nacht hat es wieder durch das Dach geregnet. Hätte Albert gewusst, dass sein Leben in Europa so aussehen würde – er hätte wohl kaum sein Leben dafür riskiert. ■

Das Flüchtlingsproblem lässt sich mit einfachen Mitteln lösen, meint der Friedensaktivist Rupert Neudeck – und erklärt die europäische Entwicklungspolitik für gescheitert.

# Auf dem Holzweg

Das Flüchtlingsproblem lässt sich mit einfachen Mitteln lösen, meint der Friedensaktivist Rupert Neudeck – und erklärt die europäische Entwicklungspolitik für gescheitert.

Interview Sabrina Staks & Catrin Zander

**Herr Neudeck, auch in diesem Jahr machen sich Tausende Afrikaner auf den Weg nach Europa. Die Überfahrt in klapprigen Booten ist teuer und gefährlich – viele bezahlen für eine Reise in den Tod. Wie lässt sich das verhindern?**

Wir müssen die Menschen davon abhalten, überhaupt aufs Meer zu gehen. Sind sie einmal unterwegs, kann man nicht mehr verhindern, dass es Tote gibt. Um der Menschenrechte willen sollten wir etwas tun, damit es den Betroffenen in ihren Heimatländern besser geht. Sie müssen dort arbeiten und zu Wohlstand gelangen.

**Seit mehr als 40 Jahren fließen doch Milliardensummen von Deutschland nach Afrika, um die Lebensbedingungen vor Ort zu verbessern. Hat dieses Geld gar nichts bewirkt?**

Die bisherige Form der Entwicklungshilfe ist jedenfalls komplett gescheitert. Das heißt nicht, dass es in all den Jahren überhaupt keine guten Projekte gab und dass nicht hier und dort Menschen geholfen wurde. Unter dem Strich kann ich aber nur sagen: All das Geld hat nichts genützt.

**Dann sagen Sie doch, was zu tun ist.**

Deutschland sollte aufhören, mit der Gießkanne herumzugehen und auf 50 Länder gleichzeitig Geld zu tröpfeln. Stattdessen müssen wir mit wenigen, ausgewählten Regierungen echte Partnerschaften eingehen; und zwar nur mit denen, die ihre Bevölkerung und ihre Wirtschaft voranbringen wollen. Diese Freundschaftspakte wären eine ganz andere, neue Form der Unterstützung – damit ließe sich wirklich etwas verändern.

**Wie stellen Sie sich eine solche Freundschaft vor?**

Wir müssen drei Anstöße geben. Erstens: Afrika braucht eine bessere Infrastruktur. Dabei ist wichtig, dass die Menschen ihre Verkehrswege selbst bauen und dadurch Arbeitsplätze bekommen – gerne auch ohne modernste Technik und mit viel menschlicher Arbeitskraft. Auf keinen Fall dürfen, wie bisher, deutsche Firmen den Zuschlag erhalten. Zweitens sind Mikrokredite wichtig. Ein Erfolgsrezept, das der Friedensnobelpreisträger Mohammed Yunus in Bangladesch umgesetzt hat: Durch Kleinstkredite erhalten viele Menschen die Möglichkeit, Mini-Unternehmen zu gründen. Und drittens steht und fällt al-

## »Prominente wie Bono und Herbert Grönemeyer werben um Geld – ganz ohne Sinn und Verstand«

les mit der Bildung. Wir müssen Schulen bauen; die jungen Leute brauchen eine Ausbildung. Das sind die drei großen Eckpunkte. Wenn wir hier konsequent ansetzen, sehen diese Länder schon in fünf bis zehn Jahren ganz anders aus.

### **Welche Staaten kommen als Partner in Frage?**

Mit verfaulten Staaten wie Kamerun oder Kenia würde eine Zusammenarbeit nicht funktionieren. Tansania, Ruanda oder Uganda könnte ich mir aber vorstellen. Oder Ghana. Aber ich möchte das nicht vorgeben, sondern nur darauf hinweisen, dass diese Länder weit genug entwickelt sind – und ehrgeizige Regierungen haben, die sich wirklich für ihre Bevölkerungen einsetzen. Das Wichtigste aber ist: Wir müssen anfangen! Es darf nicht mehr um milde Gaben und Mitleid gehen, sondern um harte Wirtschaft. Mein Ziel ist, dass einige afrikanische Länder am globalisierten Markt teilhaben und anderen Ländern ein Vorbild sind.

### **Aber haben wir nicht die Verpflichtung, auch Länder zu unterstützen, die noch nicht so weit entwickelt sind?**

Gerade das war ja ein Problem in der Vergangenheit: Unsere Entwicklungspolitik hat sich die ärmsten Länder herausgesucht. Dadurch geht es einigen afrikanischen Völkern schlechter als zuvor, denn in diesen Staaten regieren Kleptokraten; die Eliten fühlen sich der Bevölkerung gegenüber nicht verantwortlich. Im Haushalt dieser Länder gibt es einen Topf, aus dem jederzeit geschöpft werden kann, wenn sich der Minister mit Wehwechen plagt. Er wird sofort in ein Hospital nach England oder Deutschland geflogen. Dafür ist immer Geld da. Aber nicht, um ein Krankenhaus auf dem Land zu bauen.

### **Auch Ihr Ansatz kostet Geld. Gleichzeitig schnürt die schwarz-gelbe Regierung das umfangreichste Sparpaket der Geschichte. Selbst wenn das Entwicklungshilfe-Budget stabil bleibt: Müsste nicht noch viel mehr investiert werden?**

Auch wenn weniger Geld fließt als bisher, ist es immer noch mehr als genug. Wir brauchen gar nicht so viel. Es gibt zahlreiche Werbeagenturen, die mit Prominenten wie Herbert Grönemeyer oder Bono versuchen, diese Summen zu verdoppeln – ganz ohne Sinn und Verstand. Es hilft nämlich gar nichts, wenn wir zehn- oder zwanzigmal so viel Geld nach Afrika schmeißen. Solche Milchmädchenrechnungen gehen einfach nicht auf.

### **Wird es mehr Migration nach Europa geben, wenn der Wohlstand in Afrika wächst? Nach dem Motto: Jeder geht, der es sich leisten kann?**

Nein, davon bin ich fest überzeugt. Wer will schon weg, wenn er zu Hause eine Perspektive hat? Nehmen sie zum Beispiel Menschen, die illegal in Mauretanien sind, um von dort nach Europa geschleust zu werden: Viele sind begeistert, wenn ich von unseren Projekten erzähle, etwa davon, dass wir in Ruanda Solartechniker ausbilden. Die fragen mich: Kann ich nicht dahin mitkommen? Doch das können sie natürlich nicht – ihr eigenes Land muss sich erst entwickeln. Und sie müssten dabei helfen.

### **Wenn diese jungen Menschen wissen, dass es in einigen Staaten Arbeitsplätze und Wohlstand gibt – kommt es dann nicht zur großen Migration innerhalb Afrikas?**

Ich setze auf einen anderen Effekt: Wenn junge Menschen sehen, dass der Wohl-



Reuters / Juan Medina

Von der spanischen Polizei auf dem Atlantik abgefangene und nach Mauretanien abgeschobene Flüchtlinge: »Wir müssen sie davon abhalten, überhaupt aufs Meer zu gehen.«

stand im Nachbarland wächst, erwarten sie, dass ihre Regierung das auch hinbekommt. Dadurch könnte eine gesunde Konkurrenz entstehen. Natürlich gibt es keine Garantie, dass es funktioniert – aber wir müssen es dennoch versuchen, und zwar umgehend. Die Europäische Union müsste eine Politik machen, mit der nicht mehr alle 27 EU-Staaten in jedem Entwicklungsland vertreten sind. Man sollte kooperieren und weniger in Konkurrenz zueinander stehen – gleiches gilt für die deutsche Entwicklungspolitik.

### **Warum kommt es zu keinem Strategiewechsel, wenn das Problem auf der Hand liegt?**

Deutschland hat ein völlig unflexibles Haushaltsrecht. Es schreibt vor, dass zugewiesenes Geld auch innerhalb des Jahres ausgegeben werden muss – sonst steht es im nächsten Haushalt nicht

mehr zur Verfügung. Das ist bestens geeignet für eine vollentwickelte Gesellschaft wie die unsere, passt aber überhaupt nicht zu Afrika. Dort braucht man Flexibilität, um Dinge ausprobieren zu können. Zudem besitzt Deutschland einen riesigen Entwicklungshilfe-Apparat mit Tausenden von Mitarbeitern für über hundert Länder. Die Regierung unterstützt sehr viele Hilfsorganisationen, etwa Inwent oder die Welthungerhilfe. Alles ist ganz kleinteilig und bürokratisch. Das macht uns politisch sehr schwach.

### **Was bedeutet diese Schwäche für die Entwicklungshilfe vor Ort?**

Es stellt sich die Frage: Fördern wir mit diesen Geldern überhaupt noch die Entwicklungsländer oder nicht vielmehr unsere eigene Entwicklungsindustrie und all jene, die auf gut bezahlten Arbeitsplätzen sitzen und sich nicht ent-

## »Junge Leute sind für die Entwicklungshilfe wenig geeignet. Ihr Bildungsstand ist unzureichend«

behrlich machen wollen? Wir dürfen nicht glauben, dass die armen Menschen in Afrika ewig von unserer Hilfe abhängig sein werden. Sie müssen den nächsten Schritt selbst gehen. Dafür muss man die Hilfe aber konzentrieren und klare Schwerpunkte setzen. Nicht humanitäre Hilfe, nur harte Wirtschaft wird langfristig etwas nützen.

**Sie setzen auf wirtschaftliches Wachstum – dabei hat die Finanzkrise in den Industrieländern gezeigt, welche unsozialen Folgen blindes Vertrauen in die Wirtschaft haben kann. Greift der Ruf nach mehr Kapitalismus nicht zu kurz – gerade in Afrika?**

Im Gegenteil, der Kapitalismus ist gut für Afrika! Wie China jetzt dort agiert – das ist positiv zu sehen. Die Chinesen betreiben zum ersten Mal richtig Handel und Wirtschaft. Sie zahlen für ihre Rohstoffe. Die werden nicht über windige Firmen rausgeholt, wie das westliche Unternehmen fünf Jahrzehnte lang praktiziert haben. In verlassenen Gegenden werden als Gegenwert für Kupferminen Schulen und Krankenhäuser gebaut. Afrikas Rohstoffreichtum – etwa das Öl in Angola oder das Erz im Kongo – muss endlich den Menschen dienen. Hier können viele kleine und kleinste Hilfsprojekte nichts ausrichten, das gelingt nur durch die konsequente Einbindung der Länder in die Weltwirtschaft.

**Was ist mit all den jungen Europäern, die sich in Entwicklungsländern engagieren – ganz ohne Lohn? Sehen Sie deren Einsatz als Bereicherung?**

Eher nicht. Junge Leute sind wenig geeignet für die Entwicklungshilfe – weil ihr Bildungsstand unzureichend ist. Menschen mit gesunden Armen und Beinen hat man da unten schließlich

genug. Deshalb sollten wir nur ganz wenige Helfer aus Deutschland in diese Länder schicken. Es müssen Leute sein, die besondere Fähigkeiten besitzen, die auch vor Ort benötigt werden – zum Beispiel Bauleiter, die Menschen anleiten können; Maurer, Klempner oder Ingenieure. Es hat keinen Sinn zu sagen: Ich lerne das dort. Und schon gar nicht: Ich will helfen. Das reicht nicht. ■



**Rupert Neudeuck**, Jahrgang 1939, ist Journalist und Friedensaktivist. Bekannt wurde er 1979 durch die Rettung Tausender vietnamesischer Bootsflüchtlinge mit dem Schiff »Cap Anamur«. Heute ist er Vorsitzender des Friedenskorps »Grünhelme«.

Auch die Geschichte der »Cap Anamur« geht weiter: Im Juni 2004 nimmt ihr Nachfolgeschiff 37 schiffbrüchige afrikanische Flüchtlinge im Mittelmeer auf. Die italienischen Behörden intervenieren: Erst nach einer dreiwöchigen Blockade darf das Schiff in Italien anlanden und wird sofort beschlagnahmt. Alle Afrikaner werden ausnahmslos abgeschoben. Italien erhebt Anklage gegen den Kapitän des Schiffes sowie gegen den damaligen Cap-Anamur-Vorsitzenden Elias Bierdel – der Vorwurf: Beihilfe zur illegalen Einwanderung. Der Prozess endet erst im Oktober 2009 mit einem Freispruch.

Foto (M): BMI / Hans-Joachim M. Rickel



**KörperPodcasts**

# vorbeikommen oder nachhören

Wir machen Veranstaltungen rund um die Themen Internationale Politik, Bildung, Wissenschaft, Gesellschaft und Junge Kultur. Unser Programm und Podcasts zum Nachhören findet ihr unter [www.koerberforum.de](http://www.koerberforum.de)

**Körper-STIFTUNG**

**KörperForum Kehr wieder 12**

April | Mai | Juni 2010

## Jugend wahn und Volksmusik

und andere Themen, die Hamburger bewegen

KörperForum – Kehr wieder 12 | 20457 Hamburg | Baumwall  
 Telefon 040 - 80 81 92 -0 | E-Mail [info@koerberforum.de](mailto:info@koerberforum.de)  
 Veranstalter ist die gemeinnützige Körper-Stiftung.

**KörperForum Kehr wieder 12**

Für Menschen, die nicht alles so lassen wollen wie es ist.



# Ausland

- 152 Im Namen der Dose**  
Red Bull mischt den österreichischen Fußball auf – Fanprotesten zum Trotz
- 160 Schöner Schein**  
Blick hinter die Hochglanzfassade: Eine Fotoreportage aus Dubai
- 168 Beatles for Sale**  
Auf den Spuren der Fab Four: Wie Liverpool das Erbe der Beatles versilbert
- 175 Versetzt worden**  
Zu Besuch in Mexikos größtem Pfandleihhaus. Eine Fotoreportage
- 184 Township Tours**  
Ein Namibier führt Touristen in seine Welt – und macht sich die Klischees zunutze
- 188 Sparpreis zum Bosphorus**  
Per Bahn günstiger durch Osteuropa als nach München? Ein Selbstversuch

# Im Namen der Dose

Der Getränkeproduzent **Red Bull** drängt in den Massensport: Mit aller Macht baut das Unternehmen sein Fußballimperium aus. Doch nicht allen Fans schmecken die Pläne des Investors. Ein Ortsbesuch in Österreich.

Text Daniel Hribar & Jon Mendrala

**H**urra, hurra, die Austria ist da«, grölt Karl Atzmanstorfer. Im Rhythmus tönt ein Dutzend Trommeln und heizt die Gesänge an. Andere Fans der »Stierwascher« stimmen ein, einige zünden bengalische Feuer. Der Fanclub-Tross ist auf dem Weg ins Stadion. Stolz werden violett-weiße Fahnen geschwenkt, die Farben der ruhmreichen Austria Salzburg: 1933 gegründet, dreifacher österreichischer Meister – unvergessen das Europapokal-finale gegen Inter Mailand 1994.

Doch heute wartet auf die Austria nicht Rapid Wien, der langjährige Rivale aus der Hauptstadt, und schon gar nicht Inter Mailand oder ein anderer Spitzenclub Europas. Stattdessen geht es zum Auswärtsspiel gegen Henndorf, 5000 Einwohner, eine Begegnung der vierten österreichischen Liga. Hier heißt es: Holztribüne statt VIP-Logen. Ein Provinz-Stadion, in dem es noch nach Schweiß riecht. Immerhin tausend Zuschauer werden erwartet, einer davon ist der 31-jährige Geologe Atzmanstorfer. Er und 900 weitere halten zum Tabellenführer Austria Salzburg, Jahresetat 300.000 Euro.

Seit 20 Jahren ist Atzmanstorfer ein »Violetter«, schreit sich jedes Wochenende für seinen Verein die Seele aus dem Leib. Doch der Club, den er heute nach Henndorf begleitet, trägt zwar den Namen, das Wappen und die Farben des Traditionsclubs Austria Salzburg, aber offiziell wurde der Verein erst im Jahre 2005 gegründet – von frustrierten Fans, die sich nicht damit abfinden wollten, dass ihre Austria übernommen und anschließend quasi ausgelöscht wurde. Lieber fingen sie noch einmal ganz von unten an, mit einer »neuen« Austria, in der untersten, der siebten Spielklasse.

Die »alte« Austria war ein idealer Übernahmekandidat: Zwar spielte der Verein in der höchsten Spielklasse, aber er war hochverschuldet. Auch sportlich lief es schlecht; der SV dümpelte im Tabellenkeller herum, nur noch 4000 Zuschauer kamen zu Heimspielen. Dann erschien Red Bull auf der Bildfläche – und nichts blieb, wie es war. Im Sommer 2005 stieg der Getränkekonzern bei der Austria ein und vollzog, was im traditionsbewussten Fußballsport bislang ohne Beispiel ist: Am Ende war vom ursprünglichen Verein nicht viel mehr übrig als die Spiellizenz für die Bundesliga. Der Vereinsname: eingestampft. Das Wappen:



»Pflegeleichte Fans«: Ein Block der Red Bull Arena ist für Familien vorgesehen.

gepa-pictures/Red Bull

abgeschafft. Die Farben Violett-Weiß: ausgetauscht. Die Identität: dahin. Stattdessen spielt nun der FC Red Bull Salzburg, auf den Wappen und Trikots prangen die charakteristischen Stiere. Für altgediente Fans ist die Übernahme eine Katastrophe – andere verweisen darauf, dass mit den Bullen der Wohlstand kam: Inzwischen verfügt der Verein jährlich über 45 Millionen Euro.

Zwar hatten sich viele Austria-Fans gegen die Übernahme ihres Vereins gestemmt – doch aller Protest war vergeblich: »Das ist ein neuer Club. Es gibt keine Tradition, keine Geschichte, kein Archiv«, ließ der Konzern kurzerhand verlauten. Selbst das Gründungsjahr gab der Verein anfangs mit 2005 an – erst als der österreichische Fußballverband mit dem Entzug der Bundesliga-Lizenz drohte, bekannte man sich wieder zur Vorgeschichte als Austria Salzburg. Das einzige Entgegenkommen Red Bulls an die Traditionsfans: Die Stutzen des Torhüters sowie die Kapitänsbinde könnten in den Austria-Farben Violett-Weiß ge-

halten werden. Die Fans lehnten dankend ab – und gründeten die Austria stattdessen neu. Was in Salzburg in Extremform zu besichtigen ist, stellt einen grundsätzlichen Konflikt des modernen Fußballs dar: Wem gehört der Sport eigentlich, den Geldgebern oder den Fans? Wie weit kann ein Investor gehen, ohne dem Sport zu schaden – und damit auch dem eigenen Anliegen? Es geht um Tradition und Identität ebenso wie um Marketing und Image. Kurz: Es geht um die Seele des Fußballs. In diesem Konflikt stehen sich Geldgeber wie Red Bull und Fans wie Karl Atzmanstorfer gegenüber. Stark steigende Kosten für Gehälter, Ablösesummen, Fußballinternate: Wer erfolgreich sein will, muss viel Geld in die Hand nehmen. Und wer viel investiert, erwartet einen Gegenwert.

Aber auch die Fans investieren viel – Zeit, Geld, Herzblut –, und auch sie erwarten einen Gegenwert: Zusammenhalt und vor allem Identität. Wohnort, Arbeitgeber, selbst den Partner kann man wechseln – die Treue zum Verein bleibt bestehen, von Kindheit an. Unabhängig

## »Meine Austria gegen die Dosentruppe: nichts Geringeres als ein Kampf zwischen Gut und Böse«

gig davon, in welcher Klasse der Verein spielt. Für Austria-Fan Karl Atzmanstorfer ist deshalb auch die Auswärtsbegegnung in Henndorf Pflicht: »Jedes Spiel ist ein sozialpolitisches Statement gegen diese Mentalität: Geld beherrscht alles.« Er glaubt an Tradition, nicht an Kommerz – vergilbter Ruhm ist ihm wichtiger als gekaufter Erfolg. Von letzterem gibt es im Salzburger Fußball heute reichlich: In der neugebauten hochmodernen Arena empfing Red Bull unter anderem Lazio Rom oder Villareal im Europapokal – und schickte sie mit Niederlagen nach Hause. Die Bundesliga hat man ohnehin ordentlich aufgemischt: Drei Meistertitel in fünf Jahren sprechen eine deutliche Sprache.

Zum Bundesliga-Heimspiel gegen den Linzer ASK sind 11.000 Zuschauer gekommen. Unter ihnen auch der 27-jährige Sozialarbeiter Thomas Herzog, be-

### Von Bullen und Sportlern

Red Bull verkauft jährlich rund 4 Milliarden Dosen in über 160 Ländern und erzielt etwa 3,3 Milliarden Euro Umsatz. Seit zwei Jahren stagnieren Absatz und Umsatz, der Gewinn fiel von 234 Millionen (2007) auf 123 Millionen Euro. Für das Marketing gibt der Konzern etwa 1 Milliarde Euro aus, davon fließen 600 Millionen in den Sport. Anfangs konzentrierte sich Red Bull passend zum Markenimage auf Trend- und Extremsportarten wie Klippenspringen, Kunstfliegen, Freeclimbing oder Kitesurfen. Seit einigen Jahren investiert man stark in die Breitensportarten Fußball und Formel 1.



reits seit 15 Jahren Fan des Salzburger Fußballs. Auch er war einst ein Violetter, heute feuert er die Bullen an: »Wenn man in die Arena geht, erlebt man jedes Mal ein Spektakel, deshalb bin ich hier.« Dieses spielt sich vielleicht nicht auf den Rängen, aber gewiss in und um das Stadion ab. Entertainment wird bei Red Bull großgeschrieben: Es beginnt mit Live-Konzerten vor dem Spiel, geht über Halbzeit-Blödeleien zur Belustigung der Zuschauer und endet mit aufwendigen Lightshows.

Herzog steht für die Mehrheit der Fußballinteressierten: durchaus auch Fans, aber keine Puristen vom Schlage Atzmanstorfers. Anhänger, die Spektakel und Show, aber auch schönes Spiel und hochklassige Gegner zu schätzen wissen. Für Red Bull ist vor allem diese Mehrheit wichtig, ihre Sympathien darf der Konzern auf keinen Fall verlieren. Denn Red Bull, bislang beliebt bei Extremsportlern und Feierjugend, drängt in die Mitte der Gesellschaft. »Red Bull ist globaler geworden und auch erwachsener. Da kommt man marketingstrategisch an einer Sportart wie Fußball als wichtigster der Welt nicht vorbei«, sagt Firmenpatriarch Dieter Mateschitz.

Diese Strategie ist nicht ungefährlich. Denn auch gemäßigten Fans sind Tradition und Authentizität wichtig, die Stimmung in der Fankurve, die Identifikation der Spieler mit dem Club. Investoren wissen das und nehmen in der Regel Rücksicht: Egal ob Ölmagnaten, Gaskonzerne oder Unternehmenserben bei Chelsea London, Schalke 04 oder Inter Mailand – Marke und Historie hat noch kein Geldgeber angetastet, selten wird ins Tagesgeschäft eingegriffen.



violett-weiss.at

»Hurra, hurra, die Austria ist da«: Die Fans wollen dem »neuen« Traditionsverein wieder zu Erfolg verhelfen.

Anders der Brausehersteller. Ein Firmenprinzip lautet: Wo Red Bull sich engagiert, muss Red Bull auch das Sagen haben. »Anstatt auf der Brust eines anderen Vereins zu erscheinen, handeln wir eigenverantwortlich und unabhängig. Das ist einer der Red-Bull-Grundsätze«, erklärte kürzlich Sportchef Dietmar Beiersdorfer. Der FC Red Bull Salzburg hat daher nichts von einem gewöhnlichen Verein. Es gibt kein Club-Museum, keine Jahrhundertelb, keine Ultra-Gruppierungen. Dafür gibt es einen Block für Familien, die nach Vereinsauskunft die Zuschauergruppe der Zukunft sei.

»Viel Geld, keine Fans«, lautet daher oft die Umschreibung der Vereinsstruktur. Das ist auch beim Heimspiel gegen den Linzer ASK bemerkbar. Die mitgereisten Fans aus der oberösterreichischen Industriestadt bringen bereits lange vor Spielbeginn ihren Sektor zum Kochen und verhöhnen die Salzburger lautstark als »Dosentruppe«. Von den Red-Bull-Rängen kommt keine Antwort, erst beim Einlauf der Mannschaft

brandet etwas verhaltener Jubel auf. »Es gibt mit Sicherheit bessere Fanszenen in Österreich«, gibt Red-Bull-Fan Thomas Herzog zu. »Das kann sich aber noch entwickeln. Wenn nur das andauernde Anstacheln der gegnerischen Vereine endlich aufhören würde«, so der sichtlich genervte Salzburger.

Nach 70 Minuten steht es drei zu null für die Heimmannschaft. Der Antreiber mit Megaphon in der ersten Reihe hat trotzdem große Mühe, seine Fankurve zum Mitmachen zu animieren. »Was ist, leiden wir an Altersschwäche?«, schreit er mit voller Lautstärke in die Menge. »Jetzt sind es vielleicht noch 400 Fans, die für Stimmung auf den Rängen sorgen«, gibt ein szenekundiger Polizist Auskunft. »Die Fans von Red Bull sind pflegeleicht und unorganisiert.« Auch an diesem Sonntag kann sich der Beamte über einen ruhigen Dienst freuen – aus alten Austria-Zeiten ist der 49-Jährige ganz anderes gewöhnt. Thomas Herzog ist ebenfalls zufrieden: Bereits vor Abpfiff verlässt er gutgelaunt das Stadion.

Doch bei vielen wirkt die Kombination aus Sauber-Image und übervollem Konto wie ein rotes Tuch. Das stellt auch Rudi Renger, Kommunikationswissenschaftler an der Universität Salzburg, fest: »Red Bulls Übernahme in Salzburg war für mich ein strategisch kaum nachvollziehbarer Schritt: Gegnerische Fußballfans aus ganz Österreich lehnen den Club – und damit die Marke – kategorisch ab.« Bislang hat all das kaum geschadet:

Obwohl die Fußballliga des Alpenlandes in großen Teilen Europas als Operettenliga verspottet wird, in der sich alternde Stars noch ein paar Euro vor dem Karriereende verdienen können, steigen die Zuschauerzahlen seit ein paar Jahren kontinuierlich. Dennoch: Red Bull musste erkennen, dass die österreichi-

sche Liga zu schwach ist, um international mithalten zu können. Konzerngründer Mateschitz selbst verkündete jüngst, in Salzburg solle künftig eine Art U-21-Jugend um die Meisterschaft mitspielen.

Dabei war Österreich in Sachen kreativer Gelderwerb stets Vorreiter. 1986 nannte sich Wacker Innsbruck in »FC Swarovski Tirol« um und war damit um mehrere Hunderttausende Schilling sowie einige Spötter wie Neider reicher. Und bereits 1978 verzichtete die Austria selbst auf das »Austria« im Namen und hieß seitdem »SV Casino Salzburg«. Heute spielen Clubs mit Sponsorennamen wie »Josko Fenster Ried« in der »tipp3-Bundesliga powered by T-Mobile«. In den Achtzigern kam jemand

auf die Idee, nicht nur den Platz auf der Brust als Werbefläche zu verwenden, sondern auch die Hose, den Rücken und die Stutzen mit Logos zu bestücken. Seitdem laufen die Spieler der Profivereine wie Litfasssäulen über den Platz.

Um in die europäische Spitze vorzustoßen, wurde außerdem ein Red-Bull-Ableger in Deutschland gegründet: In Leipzig gibt es zwar ein schmuckes WM-Stadion, aber weit und breit keine Profimannschaft, die dort ihre Spiele austragen könnte. Leipzig gilt als fußballerisches Entwicklungsland mit großem Fanpotential: Ein ideales Terrain für Red Bull. Nachdem sich beide Leipziger Traditionsvereine, Lokomotive und Sachsen Leipzig, lautstark gegen eine Übernahme durch den Getränkekonzern gewehrt hatten, erwarb Red Bull 2009 die Lizenz des angeschlagenen SSV Markranstädt, der bis dahin seine Spiele in der Oberliga Nordost Süd gegen Gegner wie den ZFC Meuselwitz oder Germania Halberstadt austrug. RB Leipzig heißt der neue Verein, wobei das »RB« offiziell für »RasenBallSport« steht – eine Namensgebung zu Werbezwecken ist nämlich untersagt. In spätestens zehn Jahren sollen die Ballspieler in der Bundesliga sowie im Europapokal auflaufen und zum Aushängeschild des Konzerns werden. Bis zu 100 Millionen Euro investiert der Getränke-Multi daher in das Abenteuer Sachsenfußball. Praktisch, dass es in Leipzig bereits ein bundesligataugliches Stadion gibt – seit Juli 2010 heißt es Red Bull Arena.

Die Strategie ist offensichtlich: Ein weltumspannender Verbund soll entstehen. In den letzten Jahren wurden eigene Fußballakademien in Ghana und São Paulo gegründet. Dort werden Talente bereits von Kindheit an ausgebildet, kommen dann in die junge Salzburger

Mannschaft, um eventuell beim Top-Club RB Leipzig zu landen. Altgediente Stars wie Thierry Henry werden dagegen – den Vorlieben der amerikanischen Fußballfans folgend – zu den New York Red Bulls gelockt. Eine im Fußball beispiellose Verwertungskette, die zu Titeln, Erfolg und Ruhm für die Marke Red Bull führen soll.

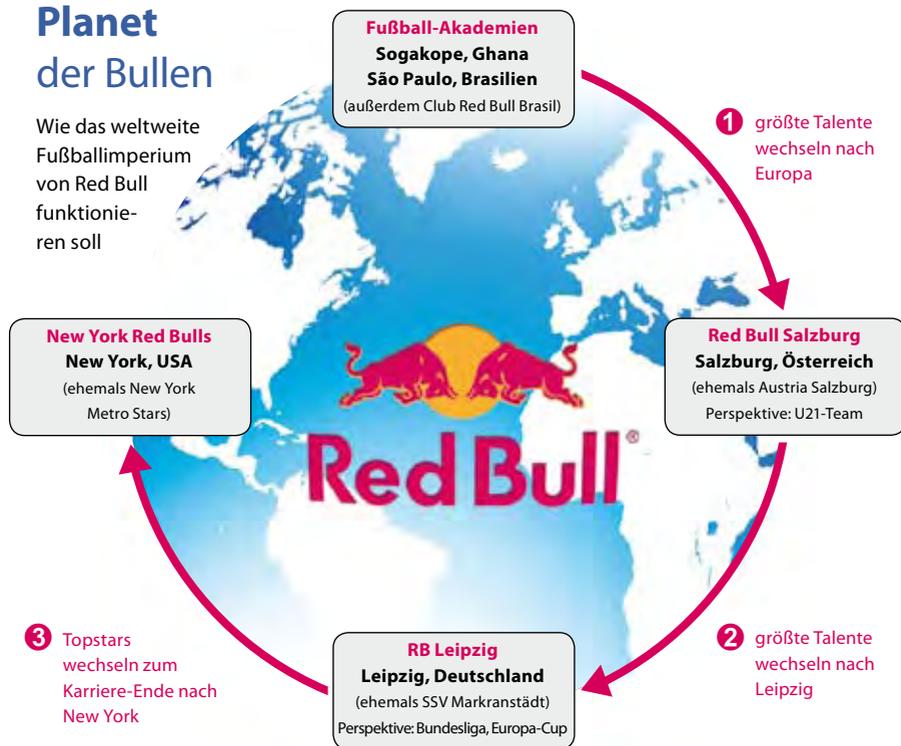


Ein Fußballplatz, der noch nach Schweiß riecht: zwar nur vierte Liga, dafür mit Alpenpanorama

Rein sportlich läuft es auch für die Violett-Weißen der Austria Salzburg durchaus gut. Nach vier Spielzeiten ist der neu gegründete Traditionsverein bereits viermal aufgestiegen, bis in die dritthöchste Klasse. Neue Sponsoren und alte Recken haben sich gefunden, um dem Mythos Austria wieder zum Erfolg von einst zu verhelfen. Zumindest der Aufstieg in die zweite Liga soll noch geschafft werden. Vielleicht klappt sogar der Sprung nach ganz oben, in die Bundesliga. Dann wird Karl Atzmanstorfers Traum Wirklichkeit: »Eines Tages wird es zum ersten Salzburger Derby kommen. Meine Austria gegen die Dosentruppe. Dann geht es nicht nur um Fußball, sondern um nichts Geringeres als einen Kampf zwischen Gut gegen Böse.«

## Planet der Bullen

Wie das weltweite Fußballimperium von Red Bull funktionieren soll



# Alles unter Kontrolle

Ob am Boden. Am Himmel. Oder dazwischen. Die Fluglotsen der deutschen Flugsicherung haben alles im Blick. Wer Hörsaal gegen Tower eintauscht, wird mit einem abwechslungsreichen Job belohnt.

**O**b am Boden. Am Himmel. Oder zwischen Himmel und Erde: Die Fluglotsen der deutschen Flugsicherung haben alles im Blick. Und alles unter Kontrolle. Rund 1800 sorgen dafür, dass der deutsche Luftraum einer der sichersten der Welt ist. Sieben Tage die Woche, 24 Stunden täglich. Sie koordinieren bis zu 10.000 Flugbewegungen am Tag. Und mehr als drei Millionen pro Jahr. Im verkehrsreichsten Land Europas.

Fluglotsen stehen in ständigem Kontakt mit den Piloten aus allen Ländern der Welt: ganz gleich, ob sie am Münchner oder Hamburger Flughafen starten, in Frankfurt oder Berlin landen oder Deutschland nur überqueren. Und ganz gleich, ob die Piloten gerade einen Flieger der deutschen Lufthansa, der arabischen

Emirates oder der russischen Aeroflot steuern. Den Kontakt halten die Lotsen per Sprechfunkverbindung vom Tower oder von einer Kontrollzentrale aus. Den Piloten geben sie das An- oder Abflugverfahren weiter, erteilen ihnen die Startfreigabe oder weisen ihnen die Geschwindigkeit und die Höhen zu – damit alle Teilnehmer sicher im Luftraum sind. Je Stunde bewegen sich durchschnittlich rund 900 Flieger am deutschen Himmel, in Spitzenzeiten sind es sogar über 1000.

## Fundiert ausgebildet, krisenfest

Allein von der Verkehrsmenge lässt sich auf die wichtigsten Eigenschaften von Fluglotsen schließen: Die Fähigkeit, Entscheidungen zu treffen. Rasches Handeln. Hohes Verantwortungsbewusstsein. Wobei das noch längst nicht alles ist; hinzu kommen Konzentrationsfähigkeit, ein gutes Gedächtnis, hohe Mehrfachbelastbarkeit und ein ausgeprägtes räumliches Vorstellungsvermögen. Und da Lotsen immer im Team arbeiten, werden Teamfähigkeit und soziale Kompetenz ohnehin vorausgesetzt. Zudem ist auch ein gutes Gespür für Technik von Vorteil, gleichwohl ein Lotse nicht in der Lage sein muss, etwa eine Radaranlage mit allen ihren Einzelteilen zusammenzubauen. Hier geht es vielmehr um ein grundsätzliches Technikverständnis und das Verstehen übergreifender technischer Zusammenhänge.

In den vergangenen 30 Jahren hat sich der Flugverkehr hierzulande beinahe verdreifacht. Und gegenwärtige Prognosen gehen von einer weite-



ren Steigerung aus. Trotz aller technischen Fortschritte und systemseitigen Unterstützung, die es in den vergangenen Jahrzehnten für die Lotsen gegeben hat, bleibt der Faktor Mensch ein unverzichtbarer. Jedes Jahr bildet die deutsche Flugsicherung deshalb jährlich ca. 160 erfolgreiche Bewerber zu Fluglotsinnen und Fluglotsen aus. Und nicht nur das: Sie gibt ihnen auch eine Übernahmegarantie. Haben sie ihre Ausbildung also erfolgreich abgeschlossen, erhalten sie einen Arbeitsvertrag mit der DFS Deutsche Flugsicherung GmbH. Einen Vertrag für einen krisenfesten Job.

## Gut bezahlt, mit Perspektive

Den Weg bis zum fertigen Fluglotsen gehen die Auszubildenden in rund drei Jahren. Die ersten Schritte führen sie zunächst in die Flugsicherungsakademie ins hessische Langen. Dort spiegelt die Ausbildung die realistische Vielfalt des Berufs wider: in Unterrichtsinhalten wie Navigation, Flugwetterkunde, Luftfahrt-Englisch, Luftfahrtkunde, Not- und Sprechfunkverfahren. Wirklichkeitsnah laufen auch die Übungen an den Simulatoren ab, an denen die angehenden Lotsen das Lotsen erlernen. 12 bis 16 Monate dauert die Theoriephase, abhängig davon, ob es sich um eine Ausbildung für Tower- oder Centerlotsen handelt. Richtig praktisch wird es dann im On-the-Job-Training: Das dauert für Towerlotsen 8 bis 15 Monate, für Centerlotsen 12 bis 18 Monate.

Wie im richtigen (Lotsen-)Leben werden die Azubis dabei natürlich nicht alleingelassen, sondern arbeiten im Team mit erfahrenen Kolleginnen und Kollegen zusammen. Am Ende steht eine praktische Prüfung und dann, nach insgesamt nur drei Ausbildungsjahren, ist es offiziell: Aus den Auszubildenden sind fertige Fluglotsen geworden. Oder auch Fluglotsinnen – denn deren Anteil liegt mittlerweile bei einem Drittel.

Auch wenn man über finanzielle Dinge gemeinhin nicht spricht – bei der Ausbildung zum Fluglotsen ist eine Ausnahme durchaus angebracht. Nicht nur, dass sie kostenlos ist. Sondern von der ersten Ausbildungsstunde an verdienen die Auszubildenden Geld: rund 800 Euro im Monat für die Zeit an der Akademie und bereits 2800 Euro während des Trainings »on the job«. Schicht- und Feiertagszulagen sind hier noch nicht einmal eingerechnet. Im Anschluss daran, abhängig vom späteren Arbeitsort und Tätigkeitsbereich, verdient ein fertiger Fluglotse zwischen 4900 und 6800 Euro im Monat. Arbeitsorte können alle Städte mit DFS-Niederlassungen sein: Dazu zählen die 16 Towerstandorte der internationalen Flughäfen oder die fünf von der DFS betriebenen Kontrollzentralen in Langen, Bremen, München, Karlsruhe und Maastricht (Niederlande).

Und dann? Geht es beruflich weiter? In nahezu allen Bereichen der DFS ist das Wissen eines „praktizierenden Flugsicherers“ gerne gesehen und unerlässlich. Deshalb stehen auch Fluglotsen weiterführende berufliche Perspektiven offen. Zum einen auf der Karriereleiter des Flugverkehrskontrolldienstes als Seniorlotse, Chief of Section oder Supervisor. Zum anderen gibt es Möglichkeiten, sich beispielsweise in der Nachwuchswerbung oder in der Projektarbeit zu engagieren. Übrigens: Ralph Riedle, DFS-Geschäftsführer Betrieb, begann seine berufliche Laufbahn auch als Fluglotse...

Weitere Informationen zur Ausbildung und vieles weitere finden Sie unter [www.dfs.de](http://www.dfs.de) oder [www.fluglotse.dfs.de](http://www.fluglotse.dfs.de)

DFS Deutsche Flugsicherung GmbH  
Flugsicherungsakademie  
Am DFS-Campus 4  
63225 Langen  
Telefon: 06103/707-5155





# Schöner Schein

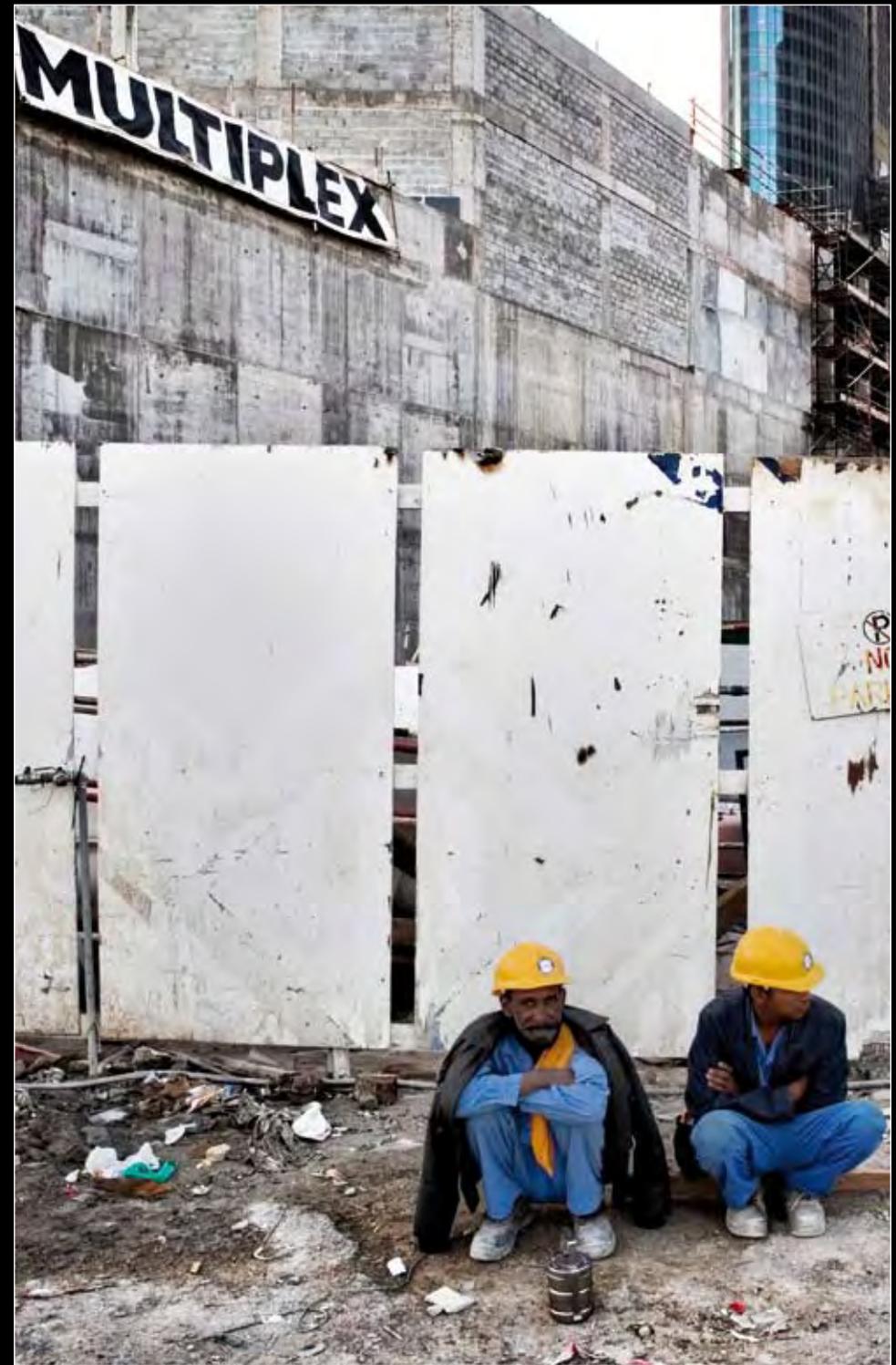
Dubai ist ein Staat der Superlative – und weltweit für seine spektakulären Bauprojekte bekannt. Doch die Finanzkrise blieb auch für den Golfstaat nicht ohne Folgen: Bauvorhaben verzögern sich oder werden gestrichen. Das luxuriöse Leben der Superreichen hat sich indes kaum verändert – während sich die Bedingungen für viele **Billigarbeiter** weiter verschlechtern.

Eine Fotoreportage von Maximilian Westphal









# Beatles for Sale

Jahrelang war Liverpool für Arbeitslosigkeit und Niedergang bekannt. Heute strömen **Touristen** in den Nordwesten Englands – die Stadt hat gelernt, das Erbe der Beatles in Bares zu verwandeln.

Text Dominik Betz

## ■ DER FREMDENFÜHRER

»Ich war entsetzt!« Dave Jones bahnt sich einen Weg durch den Cavern Club; er erzählt von dem Moment, der sein Leben verändern sollte. »Diese Menschen reisen um die halbe Welt, zahlen dafür Tausende Pfund – und was sie zu sehen bekommen, ist ein beschissener Park!« Ende der Siebziger steuerte Jones eines der charakteristischen schwarzen Taxis durch die Straßen Liverpools. Er war zufrieden mit seinem Leben, doch ab und zu stellte er sich die Sinnfrage: Sollte das alles gewesen sein? Was Jones brauchte, war eine Idee.

Eines Tages saß er mit einem Kollegen zusammen, der lachend eine Anekdote zum Besten gab: Das Schlitzohr hatte nachmittags fünf Japaner am Bahnhof eingesammelt; sie kamen aus London und verlangten nach einer Beatles-Tour. Das Problem: Der Chauffeur fand zwar zur Penny Lane, doch hier erschöpfte sich seine Ortskenntnis. Die Japaner forderten »Strawberry Fields, Strawberry Fields!«, und der Fahrer tat wie ihm geheißen. Nur hatte er keine Ahnung, wo die berühmten Wiesen liegen, die John Lennon in schwelgerischer

Erinnerung besingt. Also fuhr er sie in einen städtischen Park – bitteschön! Die Touristen machten Fotos, und der Fahrer war um eine Geschichte reicher.

Dave Jones wiederum hatte seine Idee: »Das war's«, sagt er heute, »Es gab zu diesem Zeitpunkt nahezu keinen Tourismus in der Stadt. Ich erkannte, dass sich eine Chance bot und griff zu.« Die Ausgangssituation war freilich wenig ermutigend: Bleischwer lag die Depression über der einst stolzen Hafenstadt. Von hier verschifften die Briten Güter, Auswanderer, aber auch Sklaven in den Rest der Welt. Noch im 19. Jahrhundert wurde über Liverpool ein Drittel des Welthandels abgewickelt. Seit dem Niedergang des Hafens Anfang der siebziger Jahre galt die Stadt als Synonym für Massenarbeitslosigkeit und soziale Unruhen.

Das Liverpool von heute ist noch immer arm, aber auf Wachstumskurs; 2008 war die Stadt am Mersey Kulturhauptstadt Europas, passend dazu wurde ein ambitioniertes Investitions- und Bauprogramm aufgelegt. Keith Blundell, Chef der städtischen Tourismusbehörde, ist überzeugt: »Ohne Beatles-Tourismus hätten wir den Aufschwung nie ge-



gettyimages / Michael Ochs Archives

Wie alles begann: Die Beatles im Februar 1961 im Liverpools »Cavern Club« – damals noch in Ursprungsbesetzung mit Pete Best am Schlagzeug.

packt. Fremdenverkehr war einer der Schlüsselfaktoren bei der Stadterneuerung.« Und es war ein Lernprozess: Noch 1977 weigerten sich die Behörden, auch nur eine Beatles-Statue aufzustellen – vielen kamen die früh entschwundenen Stadtsöhne wie Verräter vor. Heute kommen jedes Jahr 600.000 Besucher – allein der Beatles wegen.

Dave Jones ist 61 Jahre alt, ein unterhaltsamer Chronist, kurzgeschoren das Resthaar und groß die Ohren. Er erzählt, wie Liverpool sich auf seine Wurzeln besann und aus der Krise fand. Mit den Wurzeln meint er: die Beatles. Und Jones hat seinen Anteil an der Rückbesinnung. Als er 1980 offiziell zugelassener Fremdenführer wird, sehen ihn die Leute ungläubig an: Ist das ein Witz? Was soll es hier zu sehen geben? Gerade hatten die letzten Fabriken geschlossen, die Dockanlagen verfielen, 100.000 Bürger verließen ihre Stadt gen London und Manchester. Doch der Enthusiast

ist sich sicher: »Südafrika hat Bodenschätze wie Silber und Diamanten – wir haben die Beatles«. Also bietet er seither Stadtführungen an; heute ist Jones zudem Hausherr im »Cavern Club«, durch den er pro Jahr geschätzte 250.000 Besucher schleust.

Im Cavern spielten die Beatles, als sie von einer kleinen Vorstadtband zur internationalen Kulturikone aufstiegen – was auch dem wohl berühmtesten Kellerloch Englands zu unverhofftem Ruhm verhalf. 1973 gingen im rattenverseuchten, schweißgetränkten und ungelüfteten Club dennoch die Lichter aus. Investoren versuchten Jahre später, mit dem Mythos Kasse zu machen und errichteten an selber Stelle einen Klon; angeblich sind im Neubau einige Steine des Originals verbaut. Letztlich ist das 1984 wiedereröffnete Cavern vor allem ein Businessmodell – das zunächst nicht funktioniert. Dreimal muss das Lokal mangels Kundschaft schließen,

## Ringo Starr erzählte, dass er an Liverpool nichts vermisste – kurz darauf fehlte seiner Statue der Kopf

bevor Dave Jones den Laden 1991 übernimmt. Seitdem spielen sich hier Beatles-Coverbands die Finger wund.

Das Cavern in der Mathew Street ist so etwas wie das Beatles-Epizentrum; gleich nebenan hat vor zwei Jahren das



Dominik Betz

John Lennons Statue vor dem »Cavern Club«: In Liverpool gibt es kein Entkommen vor den Beatles.

»Hard Days Night Hotel« eröffnet, vollgestopft mit allerlei Klimbim. Bizarr ist die Lennon-Suite: Von mehreren überdimensionierten Fotos stiert der Meister durch seine Nickelbrille in den Raum; auch ein weißes Piano gehört zum Interieur. Auf der anderen Seite der Mathew Street geht es rustikaler zu; hier buhlt der »Fab 4«-Dönerladen um Kundschaft, die »Lennon's Bar« ist wegen Renovierung geschlossen. Jeder hier scheint dem Beatles-Mythos einen Penny abtrotzen zu wollen.

Beim Spaziergang durch Liverpools Straßen wird klar, was die Cobain-Witwe Courtney Love meinte, als sie sagte: »Wenn Liverpool ein Mensch wäre – ich

würde nicht mit ihm schlafen.« Love wohnte in jungen Jahren einige Zeit in der Stadt; und obwohl ihre Abneigung auf Gegenseitigkeit beruhen dürfte, offenbart sich doch ein wunder Punkt: Liverpool ist eine graue, etwas heruntergekommene Stadt im Umbruch, durch deren Straßen stets eine salzige Brise weht. In anderen Teilen Englands lachen sie gerne über die »Scousers« mit ihrem säuselnden Dialekt – sie gelten als begriffsstutzig und stilllos. Und tatsächlich wird man den Eindruck nicht los: Wer sich hier schick machen will, legt ein Fußballtrikot an.

Überall im Stadtgebiet stößt man auf die berühmten Vier, gesprayt, fotografiert und als Skulptur – es gibt kein Entkommen. An den Docks buhlt ein Erlebnismuseum um Kundschaft; gleich nebenan plumpst in regelmäßigen Abständen ein knallgelbes Amphibienfahrzeug ins Wasser – das »Yellow Duckmarine«. Und wo so viel Geschichte ist, darf auch die Forschung nicht zu kurz kommen: An der Uni wird seit letztem Jahr ein Masterstudiengang in Beatles-Kunde angeboten.

Kurze Stichprobe unter Passanten: Nervt die übertriebene Beatles-Fixierung? Einige gehen weiter, andere schütteln den Kopf. Wer verstehen will, warum die Menschen trotz Dauerbeschallung ihrem berühmtesten Exportgut die Treue halten, muss sich den tiefen Fall der Stadt ansehen: Zur andauernden Wirtschaftskrise in den Siebziger kam der marktradikale Thatcher-Kurs. Erst mit dem neuen Jahrtausend, Jahre nach dem Aufschwung im Rest von England, bekam auch Liverpool ein Stück des neuen Wohlstands ab.

Die Beatles sind eine sichere Bank auch in schwierigen Zeiten, ein Stück Kulturgut, und sie machen die Bürger Liverpools stolz; jeder Taxifahrer hier ist zugleich Beatles-Experte. Und wer diesen Stolz verletzt, muss mit Konsequenzen rechnen: Als Ringo Starr vor zwei Jahren gefragt wurde, was er – mittlerweile im sonnigen Kalifornien zu Hause – an Liverpool vermisste, antwortete dieser kurz und knapp: »Gar nichts!« Bald darauf fehlte einer nagelneuen Ringo-Statue am Bahnhof der Kopf.

Liverpool ist Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gleichzeitig: Alte Lagerhäuser erinnern an die Zeit der Industrialisierung, Zweckbauten an die Depression, während Prestigebauten auf eine herbeigesehnte Zukunft verweisen. Dazwischen Kathedralen, Baukräne und Betonklötze. Weiter draußen häufen sich die Pubs und Wettbüros; noch immer sind ganze Straßenzüge mit Sperrholz verrammelt. Viele dieser Bauten werden nun abgerissen, auch das Geburtshaus von Ringo Starr wird bald planiert.

### ■ DER DOPPELGÄNGER

Dieses Schicksal bleibt einem unscheinbaren Haus in der Forthlin Road erspart: Zehn Jahre lebte hier die Familie McCartney; im kleinen Wohnzimmer trafen sich Paul und John zum Proben und Songschreiben, an die 100

Beatles-Lieder sollen dabei entstanden sein. Wir befinden uns tief in der Vorstadt: Reihenhäuser aus Backstein, penibel gestutzte Vorgärten, dazu das obligatorische Hundebellen. Viermal am Tag hält ein Kleinbus vor der Hausnummer 20 und spuckt ein Grüppchen Touristen aus. Dann geht die Tür auf, und Paul begrüßt seine Jünger. Zumindest könnte man das meinen, denn John Halliday hat eine eigentümliche Ähnlichkeit mit seinem berühmten Vormieter. Dasselbe knautschige Gesicht, derselbe Hundeblick. »Ich weiß, was Sie denken«, erwidert er den erstaunten Blick, »bitte eintreten!« Im Inneren sieht es aus wie in Omis klein Häuschen: Retrofernseher, Ohrenbackensessel, Ornamenttapete. Alles soll so wirken wie in den späten fünfziger Jahren.

John ist der Statthalter von National Trust, einer gemeinnützigen Organisation, die Gebäude und Naturlandschaften vor Veränderung schützt. »Zum einen wollten wir ein typisches Arbeiterhaus erhalten, zum anderen geht es natürlich um die Musik, die in diesem Haus geschaffen wurde« erklärt Simon Osbourne, Johns Chef. Doch die Entscheidung vor zwölf Jahren, statt Burgen und Landsitzen das Elternhaus eines alternden Popstars zu erwerben, stieß nicht nur auf Zustimmung – zu Hunderten zerrissen erboste National-Trust-Spender ihren Mitgliedsausweis.

GLÜCKWUNSCH  
ZUM 10. GEBURTSTAG

INJEKTION gratuliert dem **Pferdestall** zum zehnten Geburtstag – und zu zehn Jahren Kultur für Hamburg in Pony Bar, Kulturhaus III&70, Astra Stube und Klubsen. Immer fest im Sattel bleiben!



Paul Ellis / AFP / Getty Images

Der »Casbah Club« im Haus von Pete Bests Mutter: Hier hatten die Beatles ihre ersten Auftritte. George, Paul und John bemalten Decken und Wände eigenhändig – bis heute sind die Bühnen im Originalzustand.

Die Lage hat sich längst entspannt: Auch das Haus, in dem John Lennon aufwuchs, ist mittlerweile im Besitz der Denkmalschützer. Ein Investor hatte zuvor versucht, das Häuschen zu erwerben – um dort ein Flitterwochen-Gästehaus einzurichten. Frischgetraute Fans hätten in Johns Kinderzimmer übernachten können. Yoko Ono, die umtriebige Witwe, wusste dies zu verhindern; sie kaufte das Gebäude und gab es an den Trust weiter. Seitdem kann man beide Häuser in einer Kombi-Tour besichtigen; wobei John Halliday und ein Kollege nicht nur durch die Häuser führen – beide wohnen auch dort. Die Aufseher seien begeistert, meint Simon Osbourne. »Sie leben im Haus ihrer Idole, praktisch für umsonst – und sind zudem ständiger Ansprechpartner für die Anwohner.«

Die Nachbarn haben ohne Zweifel eine ganz eigene Meinung zum Beatles-Kult: In Spitzenzeiten kamen pro Jahr 100.000

Pilger vors Haus gefahren. Sie spähten durchs Fenster, klopfen an der Tür, standen im Garten – Jahrzehnte nach dem Auszug der McCartneys. Der National Trust versucht sich an einer »Zero Impact«-Strategie: Wenn die Fans schon kommen, dann am besten kontrolliert. Bis auf weiteres müssen die Anwohner ohnehin das Beste aus der Situation machen. Im Garten nebenan steht ein älteres Ehepaar in Hausschlappen; man verabschiedet sich von einer jungen Dame, Küsschen hier, Umarmung dort – ungerührt der Tatsache, dass zehn Meter entfernt die Fotoapparate klicken, um eine gewöhnliche Hausfassade abzulichten.

Viele der Besucher sind jenseits der 60, sie stehen gewissermaßen im Museum ihrer Jugend. Manchmal bricht jemand unvermittelt in Tränen aus. Also John, wie ist es, in der eigenen Vergangenheit zu leben? »Bestens, ich fühle mich hier zu Hause« sagt der 62-Jährige. »Nur

## »Paul McCartney hat schon zweimal an meine Haustür geklopft – ich war aber beide Male nicht da«

manchmal, wenn vor dem Haus besonders viel los ist, entswinde ich durch die Hintertür.« Zweimal habe in den letzten Jahren sogar Paul an die Haustüre geklopft, beide Male sei er nicht dagewesen. Pech, aber: »Ich hätte ihn außerhalb der Gruppenführung sowie so nicht einlassen dürfen«, ergänzt er mit einem Zwinkern. Johns Chef Simon Osbourne würde gerne einen zweiten Bus anschaffen, wenn nur die Auslastung zunähme, eine Verdoppelung der Runden auf achtmal täglich hält er für realistisch. Die Häusertour sei ohnehin der einzig authentische Weg, sich den Beatles in Liverpool anzunähern: Der Cavern Club – nicht echt. Das Museum – über die Maßen kommerziell.

### ■ DER FÜNFTHE BEATLE

Aber es gibt ja noch das »Casbah«, genauer: den »Casbah Coffee Club«. Hier wird mit dem Slogan »Geburtsort der Beatles« geworben – echter geht's nicht. Und tatsächlich haben die Beatles hier ihre ersten Konzerte gegeben. Das Haus, ein verfallener Kasten im viktorianischen Stil, liegt ebenfalls in den Vororten – so weit draußen, dass sich die Touristenbusse einen Abstecher für gewöhnlich sparen. Das Anwesen ist nicht leicht zu finden, es liegt hinter hohen Hecken und erinnert auffallend an die Behausung der Addams Family. Ein Kiesweg führt um das Haus herum, dann geht es hinab in die niedrigen Kellerräume: Hier wartet Roag Best, Pferdeschwanz und leicht angegrauter Vollbart, um »die Geschichte geradezurücken«, wie er sagt. Wer etwas über Pete Best erfahren will, den ersten Schlagzeuger der Beatles, kommt an seinem jüngeren Halbbruder nicht vorbei.

Roag ist Petes Manager, Bandkollege und Produzent – wer seinen Bruder für Auftritte und Medientermine buchen möchte, verhandelt mit ihm die Details.

Alles habe mit Mona Best angefangen, beginnt er seinen Galopp durch die frühen sechziger Jahre, mit der Mutter. Die richtet 1959 in den Kellerräumen ihres Hauses einen Konzertclub ein, damit Jugendliche wie ihr Sohn Musik machen und Freunde treffen können. In Deutschland würde man das feuchte Casbah mit seinen drei Räumen Partykeller nennen. An den holzvertäfelten Wänden hängt die Sammlung Best: Fotos, Briefe, Andenken – ein Beat-Panoptikum. Die beiden kleinen Bühnen sind im Originalzustand, alles ist exakt wie auf den alten Fotos. George, Paul und John nahmen Hammer und Farbe zur Hand, an die Wand wurde ein Spinnennetz gemalt – fertig war der Kellerclub.

Sohn Pete half an der Tür, bekam ein Schlagzeug und wurde schließlich zum Beatle befördert. An die 90 Auftritte legte die Band im Casbah hin, gemeinsam durchlebten sie ihre Gastspiele in Hamburg. 1962 trennten sich die übrigen Beatles von Pete, über die Gründe des Rausschmisses wurde viel spekuliert. Die Worte der Beatles selbst lesen sich wenig schmeichelhaft: Etwas schwer von Begriff sei er gewesen, zudem ein wenig talentierter Schlagzeuger; Lennon bemerkt, dass sie Best am Ende ihres Hamburg-Engagements »immerhin soweit hatten, dass er die Schlegel auf und ab bewegen konnte«.

Alles Unsinn, meint Roag: »Hätten Sie zwei Jahre und viele hundert Auftritte gebraucht, um herauszufinden, dass er

ein schlechter Drummer ist?« Wie dem auch sei: Best wurde durch Ringo Starr ersetzt; und während die Beatles zum ersten globalen Pop-Phänomen aufstiegen, versank der Geschasste in Depressionen. Mitte der sechziger Jahre öffnete Best, oben im Haus, die Hähne einer Gasheizung und wurde erst im letzten Moment durch Mutter und Bruder gerettet. Später arbeitete er in einer Bäckerei und im örtlichen Arbeitsamt. Man könnte sagen: eine nahezu historische Pleite für Best. Während die Beatles bis heute eine Rekordzahl von 1,3 Milliarden Platten verkauft haben, wurden seine Drum-Parts von frühen Aufnahmen neu eingespielt – weshalb er keinen Penny für seine Aufbauarbeit bekam.

Doch manchmal dreht sich das Blatt zum Guten, wenn man es am wenigsten erwartet: 1995 bringen die Beatles mit großem Werbeaufwand ihr unveröffentlichtes Frühwerk »Anthology« unter die Leute. Pete Best ist auf zehn Stücken zu hören und kommt somit 33 Jahre nach seinem Rauswurf doch noch zu Tantiemen – Schätzungen gehen von mehr als einer Million Pfund aus. Wie viel es genau war, ist Roag nicht zu entlocken, nur so viel: Pete freue sich, dass für ihn und seine Familie gesorgt sei. Dazu kommen die Erlöse aus dem Verkauf von Casbah-Souvenirs und von Best-Platten mit Titeln wie »Best of the Beatles« oder »Once a Beatle, always a Beatle«.

Seit Jahren gehen die Brüder zudem samt Band auf Tour; sie reisen dorthin, wo ausreichend Geld für einen Auftritt zusammenkommt. Und das Etikett Beatle trägt rund um die Welt: in den letzten Monaten haben sie in den USA, Brasilien und Japan gespielt – aber auch in der Uckermark, stets mit den alten Nummern und immer gleichen Geschichten im Gepäck.

Viele Menschen behaupten ja, dass die Musik der Beatles ihr Leben verändert hat. Für die Einwohner Liverpools dürfte dies in besonderem Maße gelten – zumindest wenn Tourismus tatsächlich ein Motor für städtische Erneuerung ist. Dann wären die Beatles nicht nur ein Fall fürs Museum, sondern mitverantwortlich für ganz handfeste Dinge wie reparierte Straßen und neue Konzerthallen. Sicher ist jedoch, dass sie einzelne Lebensentwürfe gehörig durchgeschüttelt haben. Man muss sich nur bei Menschen wie Dave Jones, John Halliday oder Pete Best umhören. ■

#### UNTER DEM HAMMER

Der Handel mit Beatles-Devotionalien floriert: Persönliche Gegenstände der »Fab Four« werden zu Höchstpreisen gehandelt.

**HALBER SONG** 2010 wurde ein begehrter Zettel versteigert – Lennon hatte darauf den Songtext von »A Day in the Life« notiert. Obwohl aufgrund der Arbeitsteilung zwischen Lennon und McCartney Pauls Zeilen fehlen, konnte sich das Auktionshaus über 1,2 Millionen Dollar freuen.

**EIN KLO MACHT KARRIERE** 2009 wurde John Lennons »Thron« versteigert. Der Auktionator ist überzeugt, dass der Meister hier einige Sitzungen abhielt – ehe er die blaugeblümete Porzellschüssel satt hatte und durch ein goldenes WC ersetzte. Erlös: 11.500 Euro.

**NIPPES AUS DEM CASBAH** Auch Pete Best, der erste Beatles-Schlagzeuger konnte sich über einen Obolus freuen. 1999 wurde für 800 Pfund ein handgemalter silberfarbener Stern von der Decke des Casbah-Clubs versteigert – hier traten die Beatles in jungen Jahren auf.



## Versetzt worden

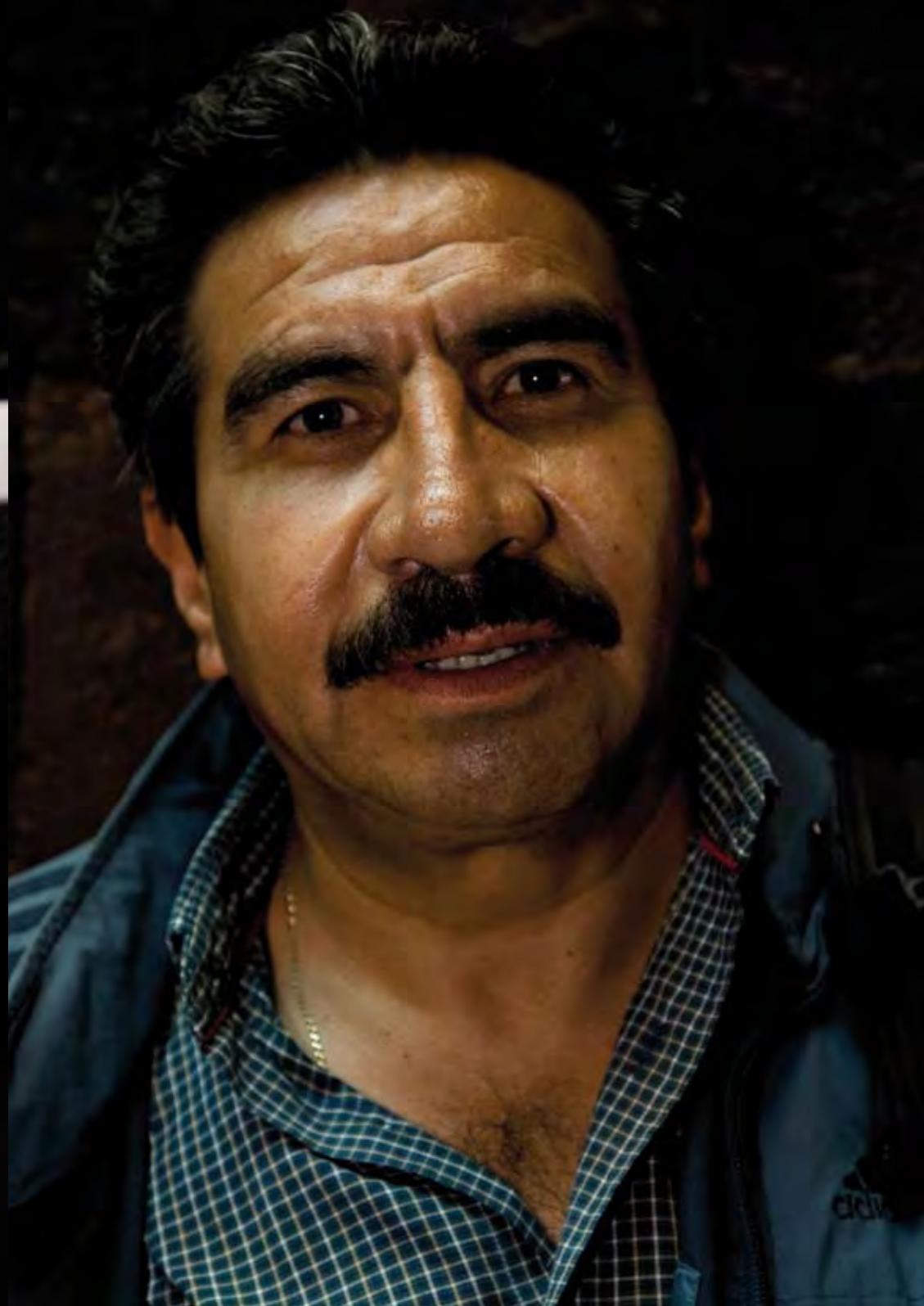
Die Schätzer in Mexiko Citys größtem **Pfandleihhaus** nehmen jährlich 24 Millionen Wertgegenstände in Zahlung. Schon seit über 200 Jahren heißt es hier: Geld gegen Erinnerungen.

Eine Fotoreportage von Annika Börm



»15 Jahre lang habe ich mit meiner Spiegelreflex-  
kamera fotografiert – unter anderem den  
Vulkan Popocatepetl.«

Ignacio Perez (54), technischer Angestellter  
Pfandwert der Kamera: 800 Pesos (40 Euro)





»Ich versetze das goldene Armband für meinen Mann.  
Er hat es vor zehn Jahren von seiner  
Mutter geschenkt bekommen.«

Michal Perez (23), Mutter und Hausfrau  
Pfandwert des Armbands: 2600 Pesos (130 Euro)





»Die Taschenuhr habe ich von meinem Großvater geerbt;  
er hat sie sein Leben lang benutzt. Normalerweise  
bewahre ich sie in einem Rahmen auf.«

Arturo Cervantes (28), Telefontechniker  
Pfandwert der Uhr: 600 Pesos (30 Euro)





Hochbetrieb im Pfandleihhaus in Mexiko City: In der Halle warten die Besucher darauf, dass ein Termin beim nächsten Pfandschätzer frei wird – und sie mit Bargeld nach Hause gehen können.

## Die Asche seines Vaters

Ohne das Pfandleihhaus »Monte de Piedad« würde das Sozialsystem Mexikos kaum funktionieren. Mitarbeiter **Arturo Ramirez** erklärt das Prinzip – und berichtet von skurrilen Pfandstücken.

Aufgezeichnet von Claudia Wondratschke

» Unser Pfandleihhaus »Monte de Piedad« (»Berg der Frömmigkeit«) wurde 1702 gegründet, um Familien in finanziellen Notsituationen zu helfen. Anfangs haben wir von Almosen gelebt, heute nehmen wir vier Prozent Zinsen, weniger als jeder andere Pfandleiher in Mexiko. Damit bezah-

len wir unsere Angestellten; ein Teil wird an gemeinnützige Organisationen gespendet. Ein Viertel aller mexikanischen Haushalte nimmt unsere Dienste in Anspruch; vor allem kommen Frauen zwischen 30 und 45 Jahren, die kein eigenes Bankkonto haben und keine Kredite aufnehmen können. Der Prozess läuft

immer gleich ab: Man wartet, bis man vor dem Pfandschätzer steht. Innerhalb von 50 Sekunden wird er den Wert des mitgebrachten Gegenstands einschätzen. Dann wird ein Pfandleihvertrag aufgesetzt. Der Kunde erhält die Hälfte des Wertes in bar und hat 17 Monate Zeit, sein Pfand wieder auszulösen. Täglich findet dieser Vorgang etwa 10.000-mal bei uns statt; im Januar und August steigt die Zahl auf über 13.000 – dann fängt die Schule wieder an, und die Familien müssen Schuluniformen und -bücher kaufen.

Fast ausschließlich werden Uhren und Schmuck verpfändet; aber wir nehmen auch andere Dinge ab einem Wert von 30 Pesos (etwa 1,50 Euro) an. In den drei-

ßiger Jahren hat ein Junge sogar einmal die Asche seines Vaters versetzt, um damit die Beerdigung der Mutter bezahlen zu können. Er hatte kein Geld – und die Asche seines Vaters war das Wertvollste, das er besaß. Wir haben ihm das Geld gegeben. Ein anderes Mal wurde bei uns der Kiefer eines Haifischs abgegeben, der mit Saiten bespannt war und als Harfe diente. Eine alte Frau wollte unlängst einen Grill verpfänden, der aus alten Nummernschildern von Autos gebaut und absolut wertlos war. Als der Pfandschätzer sah, wie traurig die Frau den Grill unverrichteter Dinge wieder einpackte, gab er ihr dennoch zwei Pfandscheine – damit sie sich etwas zu essen kaufen konnte. Geschichten wie diese erleben wir hier immer wieder.« ■

# Township Tours



Fred Vealder

Schwarze Kinder mit traurigen Augen, Wellblechhütten, Hoffnungslosigkeit: Das muss Afrika sein. Oder? Ein junger Namibier macht sich die **Klischees** zunutze – und bietet Touristen andere Eindrücke.

Text Stefanie Helbig

Nandes VW-Bus ist mit Fingerfarbe bemalt, rot, grün, blau, in der Mitte prangt eine gelbe Sonne. Der Bus stellt die Verbindung zwischen zwei Welten her: Nande kommt aus dem Township und führt Reisegruppen aus der »Ersten Welt« durch sein Dorf. Ein lukratives Geschäft.

Nande ist Mitte zwanzig und aufgewachsen in Mondesa, einem Township nahe der Stadt Swakopmund in Namibia. Das von Dünen umgebene »Swakoppmünde« wurde von deutschen Kolonialisten erbaut und wirkt heute wie eine übergroße Puppenwelt, die an längst vergangene Zeiten erinnert: ein Nordseebad an der afrikanischen Westküste. Litfasssäulen noch aus Kaisers Zeiten, »Bäckerei-Konditorei«-Schilder auf verschnörkelten Kolonialbauten

und reihenweise Touristen, die anreisen, um all das zu fotografieren. Ein Armenviertel vermuten in dieser Stadt die wenigsten. So bleibt den meisten Besuchern verborgen, dass rund 70 Prozent der insgesamt 34.000 Einwohner im benachbarten Township leben.

Nande fährt zu den Backpacker-Hostels der Umgebung, um seine Kunden abzuholen. Hier steigen junge Menschen ab, die nicht nur putzige Schilder fotografieren und vielleicht noch ein paar Safari-Touren unternehmen wollen, sondern auch die andere Seite sehen möchten: die Townships, in denen immerhin zehn Prozent aller Namibier leben. Die Touristen bezahlen stolze 30 Euro pro Person, um einen Souvenirladen, einen Künstler und eine Medizinfrau zu besuchen sowie eine Kneipe, in der ihnen traditionelle Tänze vorgeführt werden.

Diese Tour ist Nandes Erfindung. Zweimal am Tag sammelt er Reisende aus Amerika, Europa und Australien ein und führt sie in eine andere Welt – seine Welt. Die meisten Teilnehmer glauben zwar zu wissen, was auf dem Programm steht. Natürlich ist Namibia nicht der Kongo, das ist allen klar. Trotzdem haben sich die Reisenden auf ein Minimum an Verzweigung und Leid eingestellt. Und dann das: echte Häuser!

»Die sind ja ganz schön massiv«, wundert sich die Französin Stephanie. Gemeinsam mit ihrer Freundin Kathy tourt sie durch mehrere Länder Afrikas; ein paar Tage bleiben die beiden nun in Namibia. Durch die Busscheiben blicken die jungen Krankenschwestern auf sandiger werdende Straßen, Wellblechdächer, auf denen Cola-Werbung leuchtet, und beobachten pickende Hühner vor den Zwei-Zimmer-Steinhäusern.

Die Gebäude gehören zum wohlhabenderen Teil von Mondesa. Doch dann geht es die Straße den Berg hinunter, in den anderen Teil des Townships, in die »Democratic Resettlement Community« (DRC). Sie entspricht schon mehr dem gängigen Klischee: Holzhütten, kein Strom, keine Wasseranschlüsse. Das heißt auch: keine Wasserklosetts. Die Toiletten stehen zwischen den Häusern, mehrere Familien teilen sich eine der Latrinen, die unter der afrikanischen Sonne zum gleißend blauen Himmel stinken. »Merde!« Stephanie kramt in ihrer Kameratasche und flucht: Sie hat ihr Weitwinkelobjektiv vergessen.

Es gibt auch technische Innovationen zu bestaunen: Wasser bekommen die Bewohner mit einer Chipkarte an einer Zapfstelle. 100 Liter Trinkwasser kosten zehn Namibische Dollar, etwas weniger als einen Euro, »Aber wenn man mal kein Geld hat, ist das nicht schlimm«,

sagt Nande. »Dann gehen wir zum Friedhof, da ist das Wasser umsonst.« Die Freundinnen schauen erschrocken.

Landflüchtlinge, die hier neu ankommen, müssen drei Jahre lang in der DRC leben, bis sie in das reichere Mondesa hinaufziehen können. Ernest Thani-seb hätte schon vor sechs Jahren in ein Steinhaus umsiedeln können, doch er möchte im Township bleiben. Ernest ist Künstler und lebt in einem Holzhaus, das er mit allerlei bunten Punkten bemalt hat. Ein Hund springt herum, sein Sohn Daniel empfängt die Gäste. Die Tour soll das tägliche Leben der Township-Bewohner zeigen. Und so sitzen die Touristen nun eine Weile in Daniels Elternhaus auf einem braunen, zersetzten Sofa. Der 14-Jährige erzählt, dass er Hip-Hop-Fan ist. Da es in der DRC keinen Strom gibt, läuft sein CD-Player eben mit Batterien. Auf dem Kleiderschrank der Familie kleben »I love Namibia«-Sticker.

## Reiche Familien schicken ihre Kinder zum Studieren nach Europa

Woher die Farben in der kanadischen Flagge kämen, möchte Daniel von Kathy wissen. Die Kanadierin weiß darauf keine Antwort. Und warum Stephanie so akzentfrei Englisch spreche, wenn sie doch aus Frankreich komme. Dann berichtet Daniel, dass er später einmal Arzt werden möchte. Weiter die Straße herunter, am Rande der DRC, liegt seine Schule. In Namibia besteht Schulpflicht, und es wurde eine neue Schule für das Gebiet gebaut, damit die Kinder nicht mehr wie früher einen vier Kilometer langen Schulweg zurücklegen müssen.

»Hi«, ruft es aus dem Flur. Nachbarn kommen herein, winken, erzählen laut, lachen und fragen, wo denn Da-

niels Vater sei. Der sitzt draußen, auf dem Sandweg vor dem Haus, und spielt Gitarre. Und so gehen alle zu ihm heraus, Ernest spielt ein paar Lieder, der Familienhund, ein Malteser, wedelt aufgeregt mit dem Schwanz und rennt hechelnd um die Besucher herum.

Als die Gruppe wieder im Bus sitzt, sagt Stephanie zu Nande: »So ein intelligentes Kind! Schade, dass er wenige Chancen hat.« Nande versteht nicht, Daniel gehe doch zur Schule. »Wenn er einen guten Abschluss schafft, kann er auf



Stefanie Heibig

Kind im Township: Die Besucher sind auf Verzei- lung eingestellt – und erleben das Gegenteil.

die Universität gehen.« Die University of Namibia befindet sich in der Hauptstadt Windhoek, viele Schwarze aus den Townships studieren dort. Das Studium kostet etwa 430 Euro im Jahr. Sozial schwache Familien können beim Bildungsministerium ein Stipendium beantragen – das auch meist bewilligt wird. Denn wohlhabende Familien schicken ihre Kinder zum Studium nach Südafrika oder Europa. Daher ist es für Namibia besonders wichtig, auch armen Schulabgängern ein Studium zu ermöglichen. Derzeit ist das Fach IT-Technik sehr beliebt, Computerspezia-

listen haben gute Chancen auf dem Arbeitsmarkt. Und bei 4328 Einwohnern, die auf einen Arzt kommen, kann das Land auch Mediziner gut gebrauchen, besonders solche, die nicht nur in den Privatkrankenhäusern Windhoeks arbeiten möchten.

Der rot-blaue VW-Bus mit der gelben Sonne zuckelt weiter durch das Dorf, ein Winken hier, ein aus dem Fenster gelehntes »Hi, how are you?« da. »Hier wohnt übrigens ein Deutscher«, sagt Nande und zeigt auf eine Holzhütte. »Er hat eine Namibierin geheiratet und ist zu seiner Frau gezogen.«

Der Bus fährt zu einem Shebeen, einer kleinen, illegalen Kneipe in einer Wellblechhütte. Es ist jetzt fünf Uhr Nachmittags, und dort ist der Bär los. Zu den Hits aktueller namibischer Künstler tanzen Frauen hüpfend im Kreis, Männer kommen dazu, wirbeln sie vor sich herum. Stephanie und Kathy bahnen sich einen Weg durch die Tanzenden, beobachten das Treiben. Nande will eine große Flasche »Windhoek Lager«-Bier mit allen teilen. »Was gibt es denn an kleinem Flaschenbier?«, fragt Stephanie, Kathy schaut sich erst mal vorsichtig um. Nande fängt an zu tanzen.

Nandes Nachbarin tummelt sich mit ein paar Freundinnen vor dem Shebeen, um einen traditionellen Tanz aufzuführen. Das gehört zum Programm, Stephanie und Kathy kommen heraus, machen Fotos und klatschen schließlich mit. Als die Aufführung vorbei ist, dreht Stephanie sich zu Nande: »Fühlst du dich eher als Swakopmunder oder als Mondesaner?« Als Swakopmunder fühle er sich, sagt Nande. »Und würdest du manchmal lieber im Zentrum wohnen?« Nande ist erstaunt: »Wieso? Hier ist doch mein Zuhause. Wohnst du nicht gerne bei dir zu Hause?« ■



## Traumberuf Journalist

Die Axel Springer Akademie verbindet die Vorteile einer traditionsreichen Journalistenschule mit denen eines klassischen Volontariats. Als modernste und größte private Einrichtung ihrer Art in Deutschland bietet sie jedes Jahr 40 angehenden Journalistinnen und Journalisten eine fundierte Ausbildung zum Redakteur.

Sie lernen das Handwerk von Grund auf. Einen Schwerpunkt bildet dabei die Online-Ausbildung. Darüber hinaus sammeln Sie Crossmedia-Praxis in einer der rund 170 Redaktionen des Verlags, etwa bei BILD, WELT, Rolling Stone, NEWSWEEK Russia oder auFeminin.com. Abschluss der Ausbildung ist ein Intensivkurs „Investigative Reporting“ an der Columbia School of Journalism in New York, mit der die Axel Springer Akademie eine Exklusiv-Partnerschaft geschlossen hat.

Die Chancen auf eine Übernahme in einem der führenden Medienunternehmen Europas im Anschluss an die Ausbildung sind sehr gut.

[www.axel-springer-akademie.de](http://www.axel-springer-akademie.de)



# Sparpreis zum **Bosporus**

Eine Bahnfahrt von Hamburg nach München kostet 130 Euro. »Zu teuer«, meint unser weit gereister Fotograf Claudius Schulze. »Dafür komme ich mit dem Zug locker bis nach Istanbul.« Wir wollten wissen, ob das stimmt – und haben ihn mit **Niedrigbudget** auf die Reise geschickt

Eine Fotoreportage von Claudius Schulze



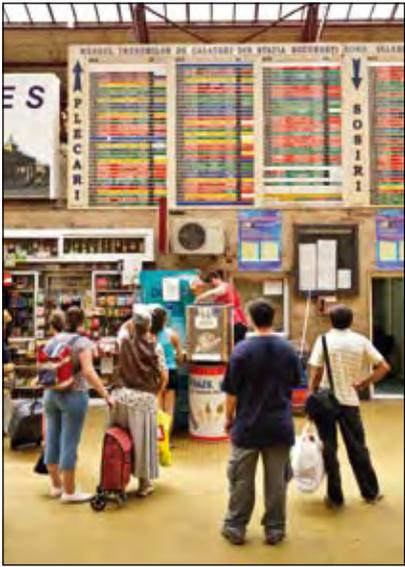
Fahrt durch Rumänien. Langsames Reisen hat einen Vorteil: Die Fenster lassen sich öffnen.



Erster Stopp in Budapest: Die Züge sind pünktlich, kein Chaos weit und breit. Auf nach Osten!



Auf dem Weg durch die Karpaten: Heudroschke trifft Bummelzug.



Schilderwald am Bukarester Hauptbahnhof (links). Limousine vor Nicolae Ceaușescu Palast, heute Sitz des rumänischen Parlaments (rechts oben). Straßenszene in Bukarest (rechts unten).



Über die Donau nach Bulgarien: Die Zollkontrolle dauert eine Stunde.

## In der Holzklasse

Für unter 130 Euro quer durch Osteuropa: Wer günstig reisen will, muss sich erst einmal vom **Komfort** verabschieden

Die insgesamt zehntägige Bahnreise führte unseren Fotografen Claudius von Hamburg über Wien nach Budapest. Von dort ging es in den wilden Osten: Über die Karpaten bis in die rumänische Hauptstadt Bukarest, dann weiter durch Bulgarien bis nach Istanbul.

Um Geld zu sparen, wurden ausschließlich günstige Sitze in der Holzklasse gebucht, sechsstündige Verspätungen und durchwachte Nächte gehörten zum Programm. Eine Balkan-Zugfahrt erfordert vor allem Geduld, denn die altersschwachen Züge rattern oft nur mit Tempo 40 durchs Land. Abfahrtszeit und

Fahrtdauer sind stets Schätzungen. Das Fazit nach der Ankunft in Istanbul: 3.000 Kilometer quer durch Osteuropa kamen Claudius tatsächlich billiger als eine Fahrt durch Deutschland.

Seine Reisetipps: Ein Interrail-Pass kann im Osten erheblich teurer kommen als die Buchung von Einzelstrecken vor Ort. Zur Basisausstattung gehören eine leichte Decke und ein Kopfkissen. Wer die Strecke nachfahren oder eine eigene Bahnreise durch Osteuropa planen möchte, findet unter [www.seat61.com](http://www.seat61.com) umfangreiche Informationen zu Routen und Verbindungen.



Bahnhof in Zentralbulgarien: Ein Getränkeverkäufer bietet seine Dienste an.



Ankunft in Istanbul: Ausspannen nach 3.000 Kilometern auf der Schiene.



Das Budget hat für die Reise ausgereicht. Aber wer kommt für die Rückfahrt auf?

## Die Herausgeber von INJEKTION



**DOMINIK BETZ**  
Chefredakteur

Verhinderter Rechenkünstler:  
Dom zeigt sich stets optimistisch bei der Blattplanung. Erst heißt es: »Das kriegen wir schon noch unter!« – dann: »Haben wir denn wirklich keine Seite mehr frei?«



**FLORIAN DIEKMANN**  
Chefredakteur

Lebender Duden:  
Jahrelange Erfahrung als Schlussredakteur machen Flo zur Instanz in Sachen Rechtschreibung. Typische Frage an ihn: »Kannst du da mal rasch drüberlesen?«



**MIRKO MARQUARDT**  
Art Director & Chef vom Dienst

Gespaltene Persönlichkeit:  
Als Layouter fordert Mirko stets mehr Platz fürs Grafische, als Chef vom Dienst plädiert er für mehr Text. Bitte entscheiden Sie sich jetzt!



**JON MENDRALA**  
Mitherausgeber & Autor

Ständiger Ideenlieferant:  
Wenn das Mailpostfach überquillt, müssen nicht etwa die Spammer am Werk sein – vielleicht hatte Jon auch ein paar Themenideen. Bitte nur ernstgemeinte Zuschriften!



# Impressum

## INJEKTION. CAMPUSMAGAZIN

ISSN 1866-0827

Allende-Platz 1 · 20146 Hamburg

Tel. 040/41429881

redaktion@injektion-online.de

## HERAUSGEBER

Dominik Betz, Florian Diekmann, Mirko Marquardt,  
Jon Mendrala (FSR Journalistik, Universität Hamburg)

## CHEFREDAKTION

Dominik Betz (V.i.S.d.P.), Florian Diekmann

## CHEF VOM DIENST

Mirko Marquardt

## ART DIRECTOR

Mirko Marquardt

## FOTOREDAKTION

Annika Börm

## AUTOREN

Nik Afanasjew, Claudia Beckschebe, Anna Bohaumlitzky, Tobias Bühlmann, Sarah Hasse, Stefanie Helbig, Daniel Hribar, Jonas Kristen, Ann-Christin Kumm, Evgeny Makarov, Friederike Meister, Annika Müller, Oskar Piegsa, Paul Remien, Ole Seidenberg, Sabrina Staks, Julia Stanek, Hieke van der Vaart, Gabriele Wende, Claudia Wondratschke, Catrin Zander

## FOTOGRAFEN

Annika Börm, Maria Feck, Julia Gruner, Isabel Kiese-wetter, Arne Magold, Evgeny Makarov, Moritz Piehler, Philipp Reiss, Claudius Schulze, Maximilian Westphal

## ILLUSTRATOREN

Dirk Henry, Beatrix Hepting, Antonia Kühn, Benjamin Kurtius, Alexander Makarov, Magdalena Sadziak

## BILDAGENTUREN

ddp images, Getty Images, Reuters, istockphoto.com  
(pappamaart/8; muffinmaker/8; JPecha/10; alexsl/44;  
imagestock/121; Katiu/121; LongHa2006/194), photoca-  
se.com (Kasulzke, Miss X, view7/8; joexx/10; kaibieler/39;  
Lumamarin/40; kallejipp/54; misterQM/100; taretz/126)

## SCHLUSSREDAKTION

Katrin Hedemann

## ANZEIGEN

Naima Ben M'Barek

## DANK AN

Irene Neverla, Corinna Ohlmeier, Siegfried Weischen-  
berg

## DRUCK

Blueprint AG, München

## AUFLAGE

10.000 Exemplare

## UNTERSTÜTZUNG

AStA der Universität Hamburg; Medienstiftung Ham-  
burg/Schleswig-Holstein; ProJournal e.V., Verein der  
Freunde und Förderer des Instituts für Journalistik und  
Kommunikationswissenschaft an der Universität Ham-  
burg; Rudolf-Augstein-Stiftung

[WWW.INJEKTION-ONLINE.DE](http://WWW.INJEKTION-ONLINE.DE) · [WWW.HALBSTARK-ONLINE.DE](http://WWW.HALBSTARK-ONLINE.DE)



[k]KAMPNAGEL



# THEATER KASSE IM PHILTURM

Studentenkarten im Foyer des Philosophenturmes  
DI 12-14 UHR Thalia Theater & Staatsoper Hamburg  
MI 12-14 UHR Kampnagel & Deutsches Schauspielhaus

Viele unserer Praktikanten  
kommen wieder.

Nicht, weil sie etwas  
vergessen haben.

[www.spannende-jobs.de](http://www.spannende-jobs.de)

Sei bereit für das Unerwartete: Der demografische Wandel und die Folgen der Klimaveränderung gehören zu unseren Herausforderungen. Dafür suchen wir engagierte Absolventen und Young Professionals, die im Team der Allianz innovative Lösungen entwickeln. In einem Job, der ständig neue Perspektiven bietet:  
[www.spannende-jobs.de](http://www.spannende-jobs.de)

Allianz 